

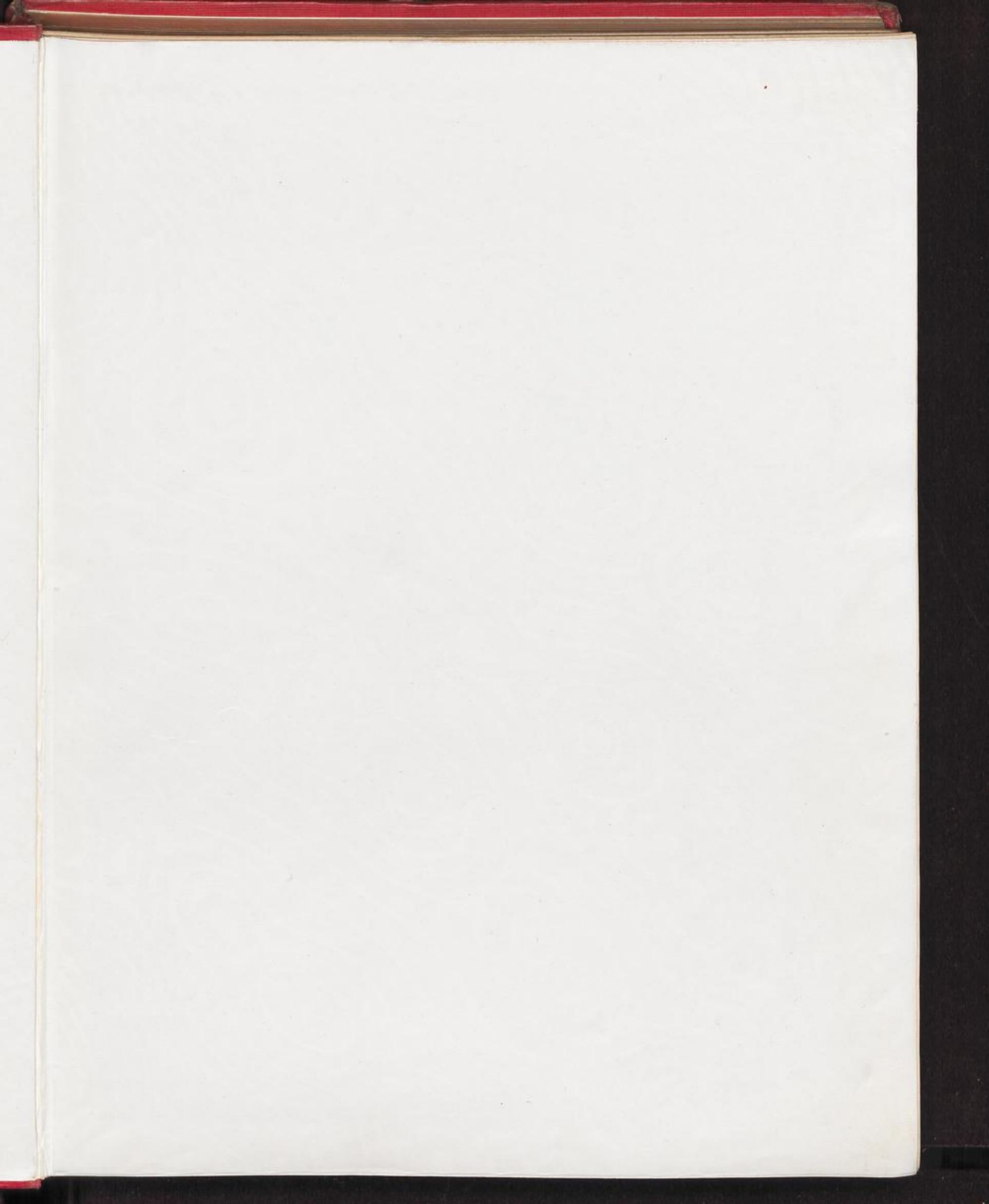
W.  
83

ARGO

THE ARGONAUTS

roll. fr.

Nicht ausleihbar



(50)  $\frac{1}{4}$  XXIII 4 Bde

$\frac{5-20^x}{1-7\frac{1}{2}^x}$



N. d. Aquarelle v. L. Bürger auf Stein übertragen v. C. Arnold.

Farbendruck v. Storch & Kramer, Berlin.

(Win 178) 4 Bde

(33) (390/62) 4 Bde

**ARGO.**

Album für Kunst und Dichtung

herausgegeben

von

Fr. Eggers, Ch. Hofemann, B. von Lepel.

[Jg. 2]

Breslau

Verlag von Eduard Trewendt

1858.

K. W. 4683

257

(4°)

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

54.2696

*Trakt des Lichts*

Eduard Gaedel's Buchdruckerei

Berlin.

# Inhalt.

## Bilder.

Einblatt. Von C. Burger.

Das Lieblingsplätzchen. Von G. Arnold.	Erwartung. Von G. Richter.
Am Klostergarten. Von A. Haun.	Sonntag. Von G. Arnold.
Kostlischer. Von Th. Hofemann.	Unter den Buchen. Von A. Haun.
Neue Bewohner. Von W. Nieffahl.	Der Schwarze. Von Th. Hofemann.
Airchgang. Von D. Wisniewski.	Hänegrad. Von W. Nieffahl.
In der Normandie. Von Ch. Hoguet.	Abendgang. Von D. Wisniewski.
La friponne. Von W. Amberg.	Liebespfand. Von Th. Hofemann.
Spielende Hunde. Von G. Steffel.	Aus der Chierbude. Von A. Menzel.
Die Miltshüter. Von L. Köstler.	Das Grab des Virgil. Von A. Graeb.

## Dichtungen.

An Humboldt. Von B. v. Lepel . . . . .	1	Schneeglöckchen. Von B. v. Lepel . . . . .	15
Egeduchblätter aus Freude und Heimath. 1—8. Von Th. Fontane . . . . .	2	Sonnette. Von Emilie v. Lewitzka . . . . .	16
Die Dame von Faverne. Ballade von Hugo v. Blomberg . . . . .	4	Wahrtied. Von B. v. Lepel. Mit Initiale von L. Köstler . . . . .	17
Ein Admigswort. Von Hugo v. Blomberg. Mit Initiale von D. Wisniewski . . . . .	5	Vom Menschen. Von W. v. Merdel . . . . .	17
Hilans! Von B. v. Lepel . . . . .	5	Der letzte York. Ballade von Th. Fontane. Mit Initiale von Hugo v. Blomberg . . . . .	21
Gefühl oder Gedanke. Duzone zwischen A. Voemann und B. v. Lepel . . . . .	7	König Sieghand's Schwert. Ballade von H. v. Blomberg . . . . .	22
Königin Waldlieb. Von Hugo v. Blomberg . . . . .	8	Gruf aus Sorrent. Von B. v. Lepel . . . . .	23
Aus dem Leben eines Chalers. Von W. v. Merdel. Mit Initiale von Th. Hofemann . . . . .	9	Frühlingsgärtchen. Von Emilie v. Lewitzka . . . . .	24
Chafelen. Von Emilie v. Lewitzka . . . . .	14	Chorwalden's Tod. Von Chr. Fr. Scherenberg. Mit Initiale von G. Arnold . . . . .	25
Der alte Churm. Von Karl Kette. Mit Initiale von W. Nieffahl . . . . .	15	Soldatenraum. Von B. v. Lepel . . . . .	25
		Die Einsamen. Novelle von Paul Heyse . . . . .	26
		In den Bildern. Von Friedrich Eggers . . . . .	42

Als der Lenzwind schnob, daß in Strömen zum Meer der geschmolzene Winter rollte,  
Da war's, als ob's auf dem festen Land und länger nicht leiden wollte.

Ein zogen die Schwalben, aus zogen zumal Schiffsmat, Capitain, Supercargo,  
Ein Gedanke, Ein Ziel: Alle Mann an Bord der ferwärts wimpelnden Argo!

„O, die Gottlosen!“ seufzten viel' heilige Leut', „lemt das in Weltuntergangsnöthen?“  
Gemach! Noch seid Ihr selber nicht reif, eher geht auch die Erde nicht stöten;

Eure Sündfluth ist nachgerade nur noch die berüchtigte Wasserboa,  
Und im Nothfall find't ihren Kraxat die Kunst auf der Argo-Noah.

Und gefogelt hinaus und gekreuzt ringdum an des Ozeans reichen Gestaden  
Ward manchen lustigen Sommermond, und die Fracht, die neue, geladen.

— Nun der Nordsturm finker vom Pol aufstieg, und die See seine Rittige fogen,  
Heim glitt der Kiel zum wirthlichen Strand, sich fein vor Anker zu legen.

Am Kamin steht wieder der Argonaut, die Wunder der Fahrt zu erzählen;  
Auf die Tische breitet er Euch den Kram und ladet Euch ein, zu wählen.

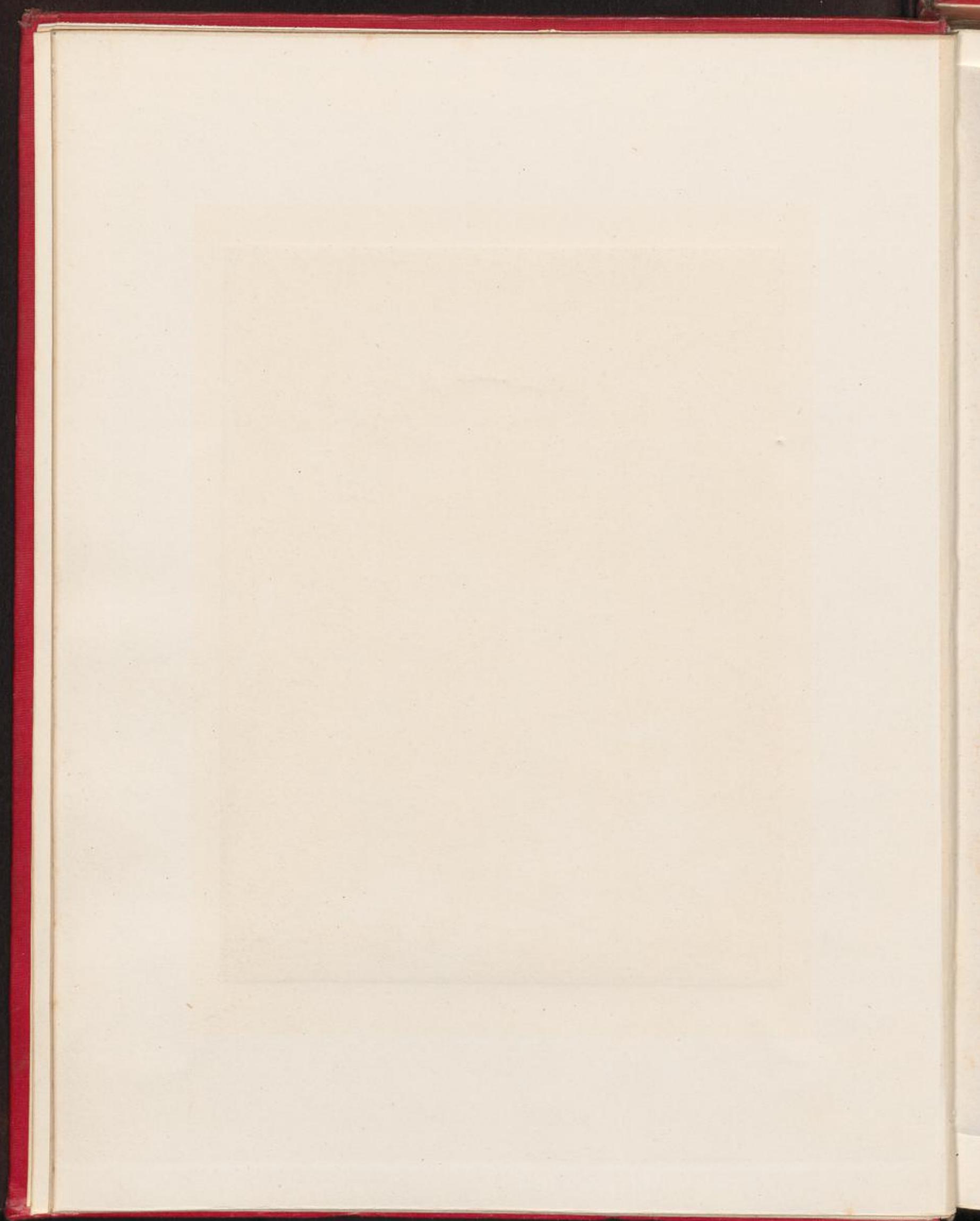
W. v. Meerfel.

C. ARNOLD.



Frank & Sohn in Berlin.

Das Lieblingsplätzchen.

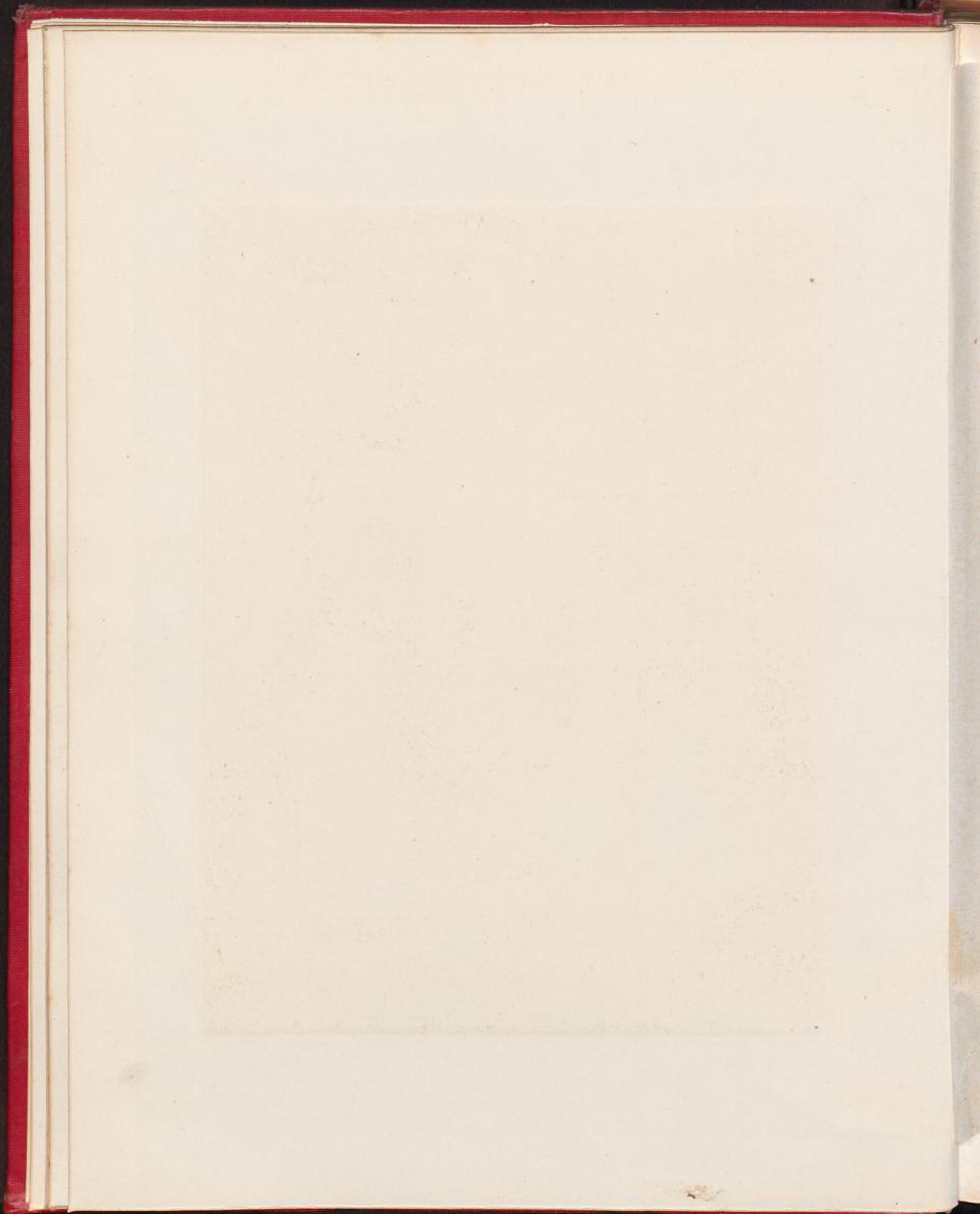


A. HAUK.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Am Klostergarten.

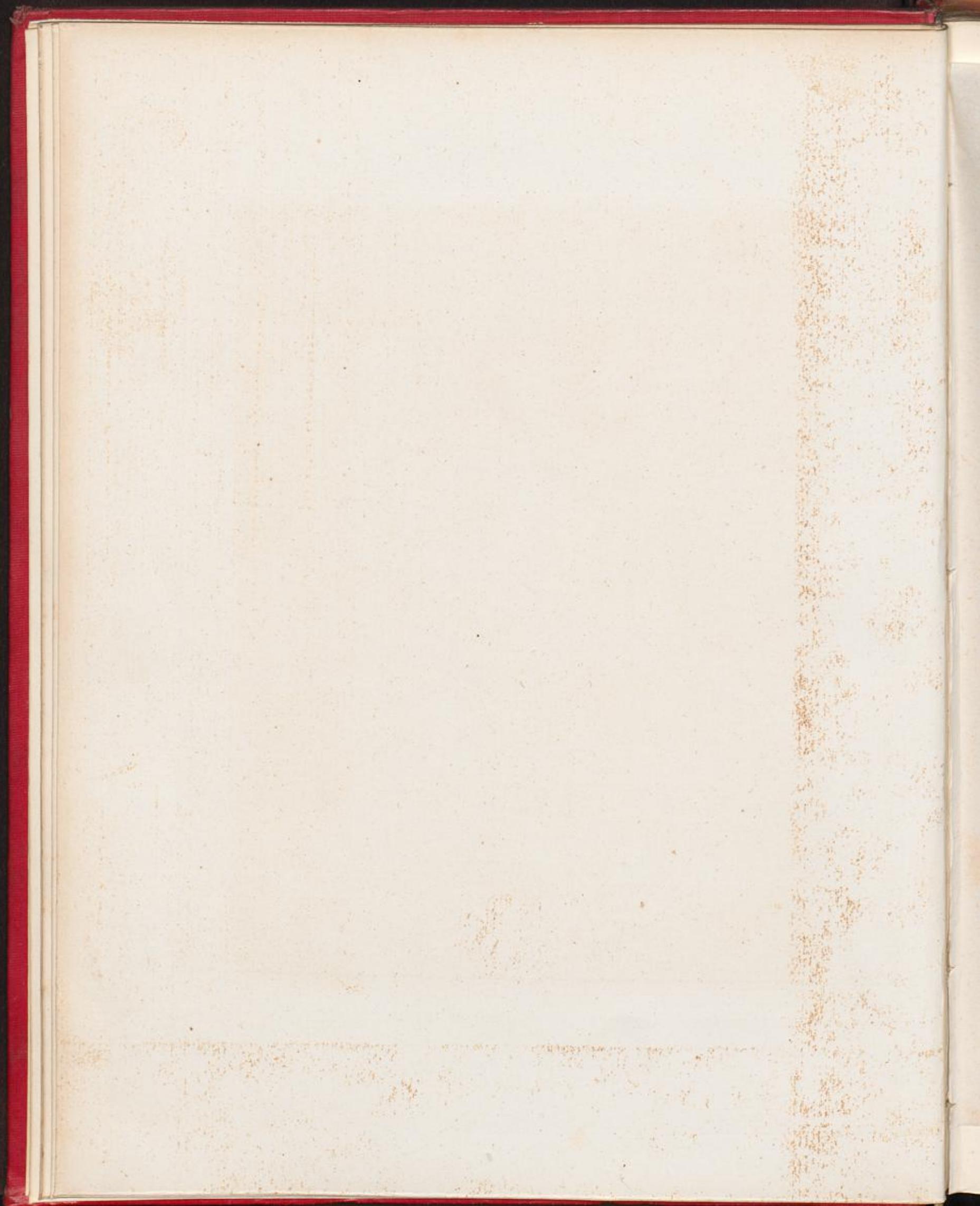


T. ROSEMANN.



Druck v. W. Hays in Berlin.

Kolstäuscher.

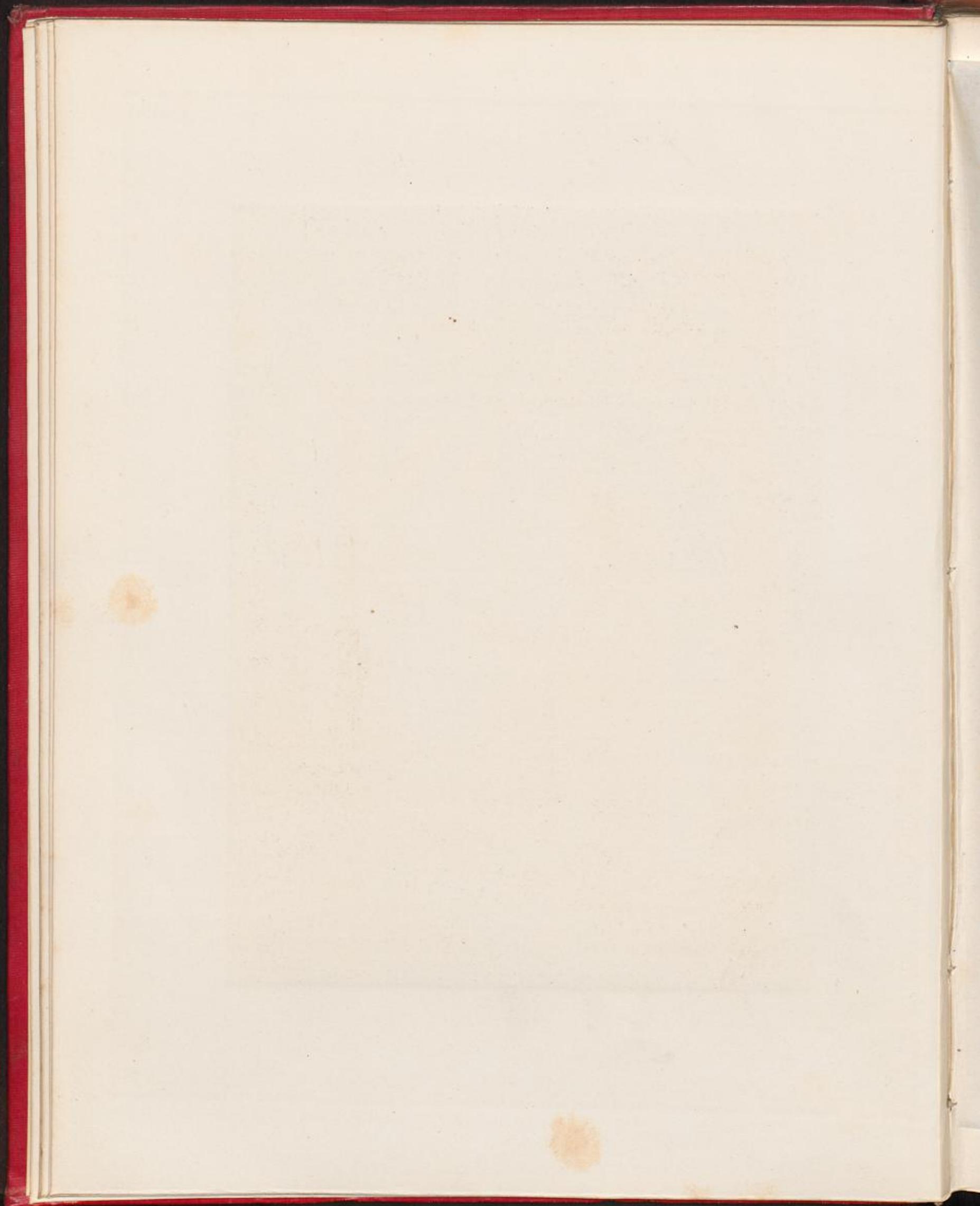


W. RIEFSTAHL.

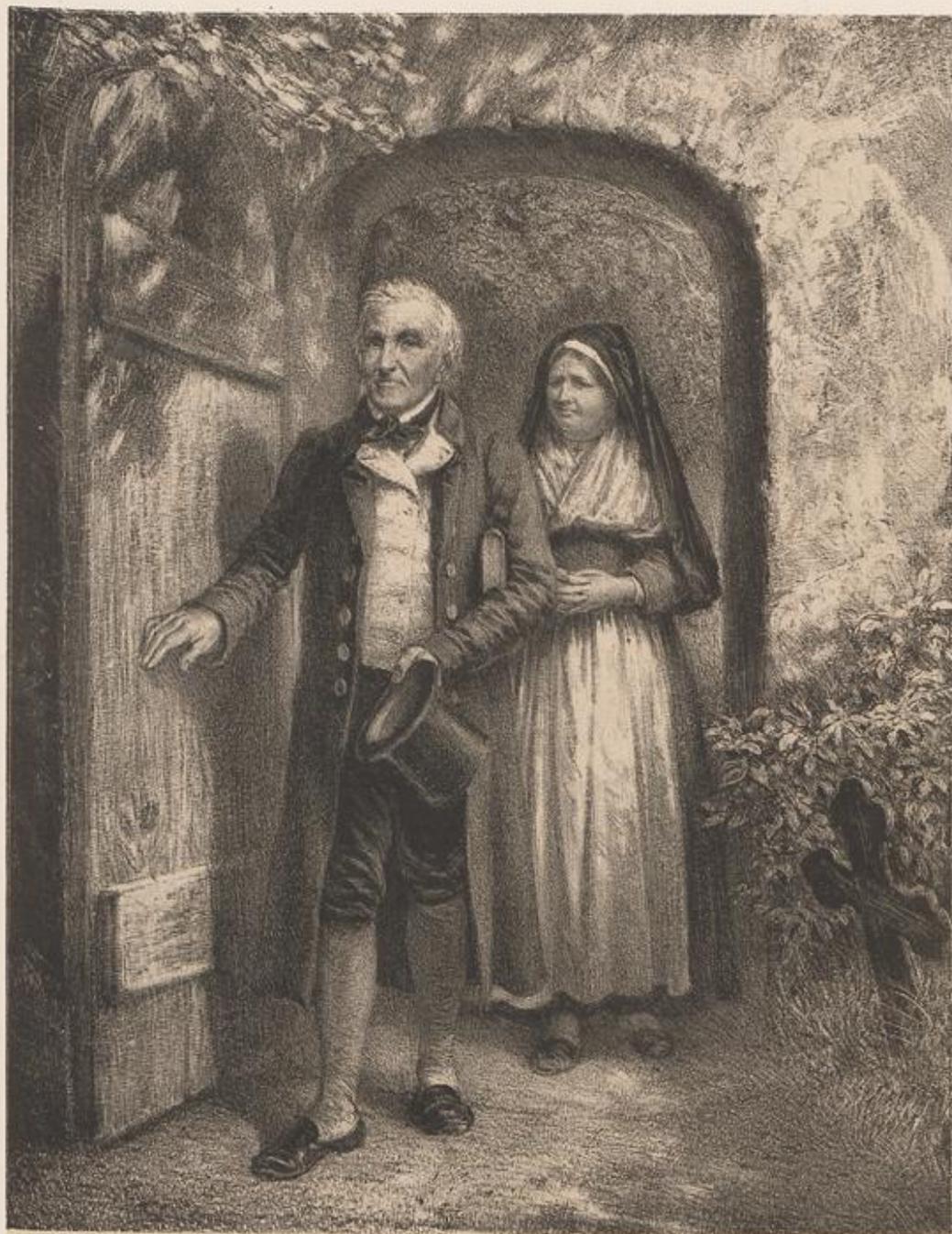


Druck v. W. Kora in Berlin.

Neue Bewohner.

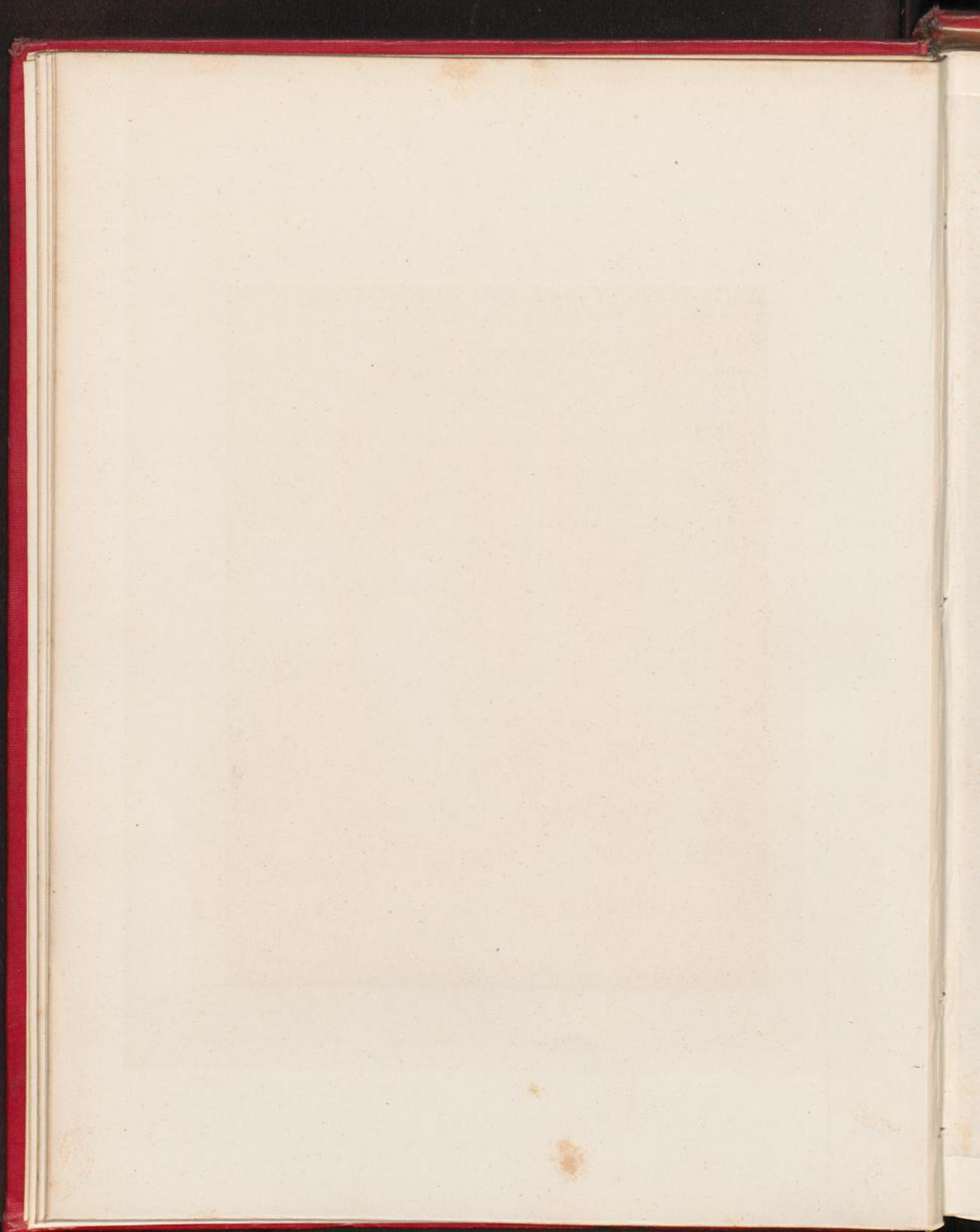


O. WISNIEWSKI.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Kirchgang.

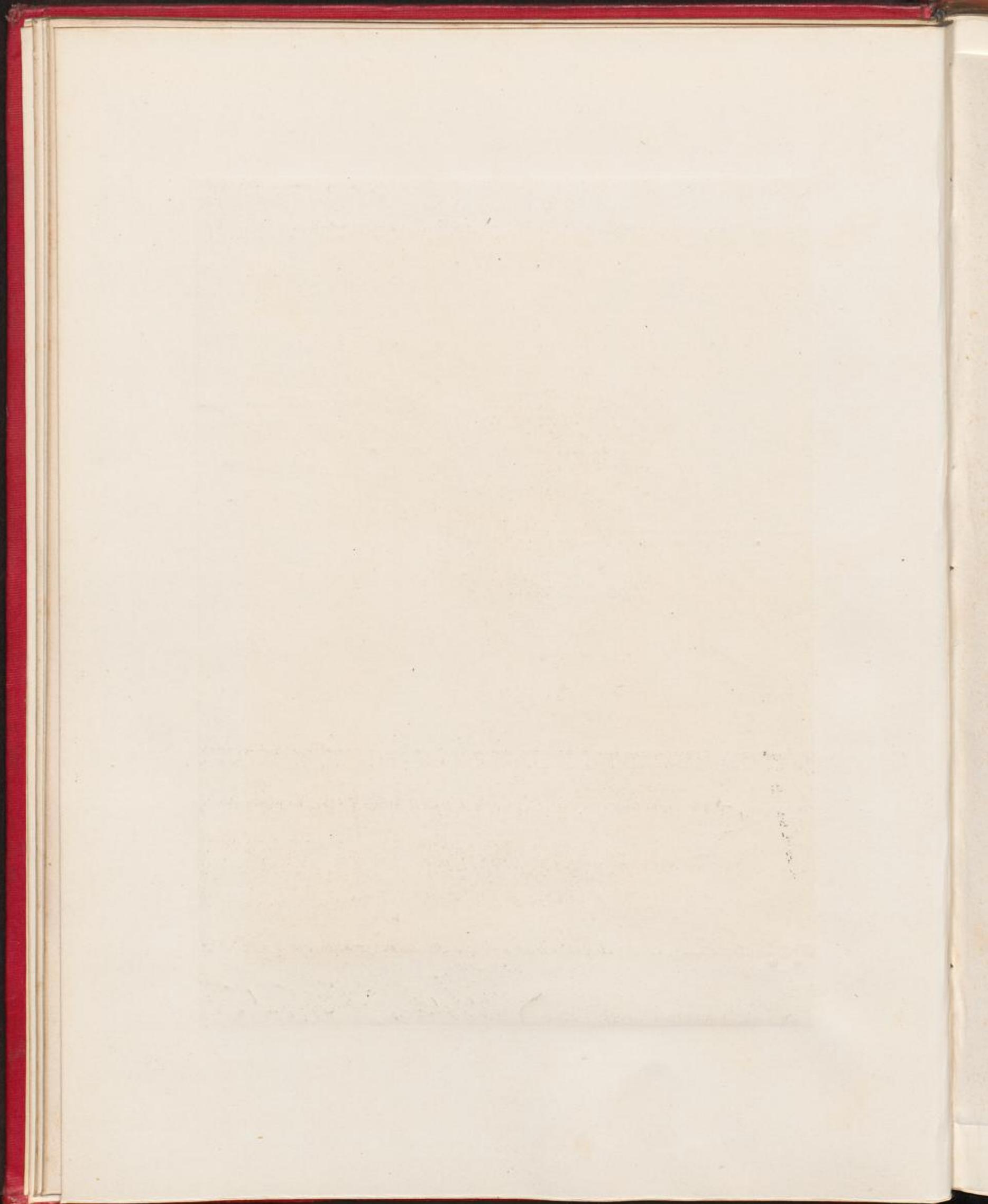


CHARLES HOGUET.



Druck v. W. Koen in Berlin.

*In der Normandie.*

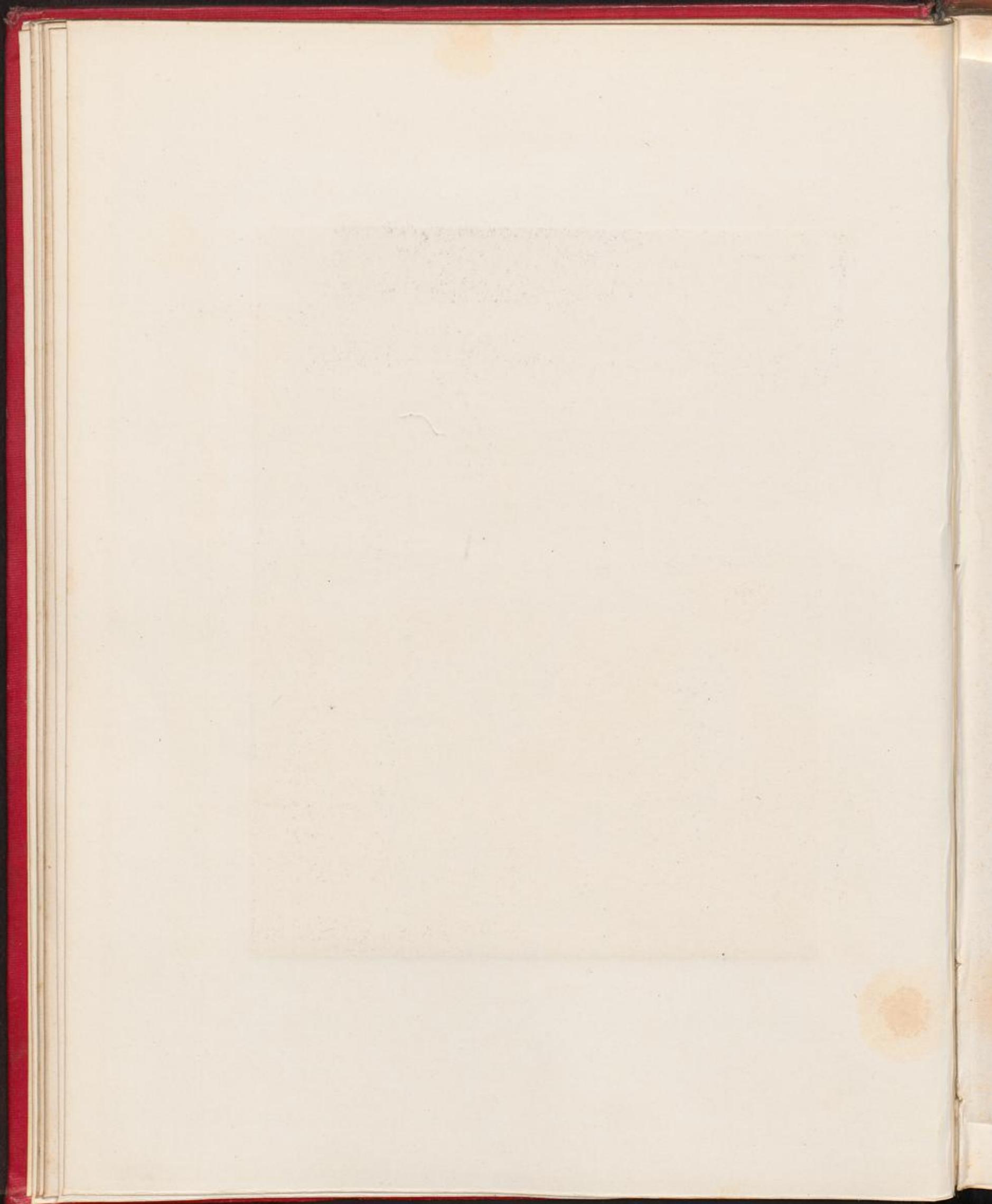


W. AMBERG.



Gravé par M. Goussier.

La Friponne.

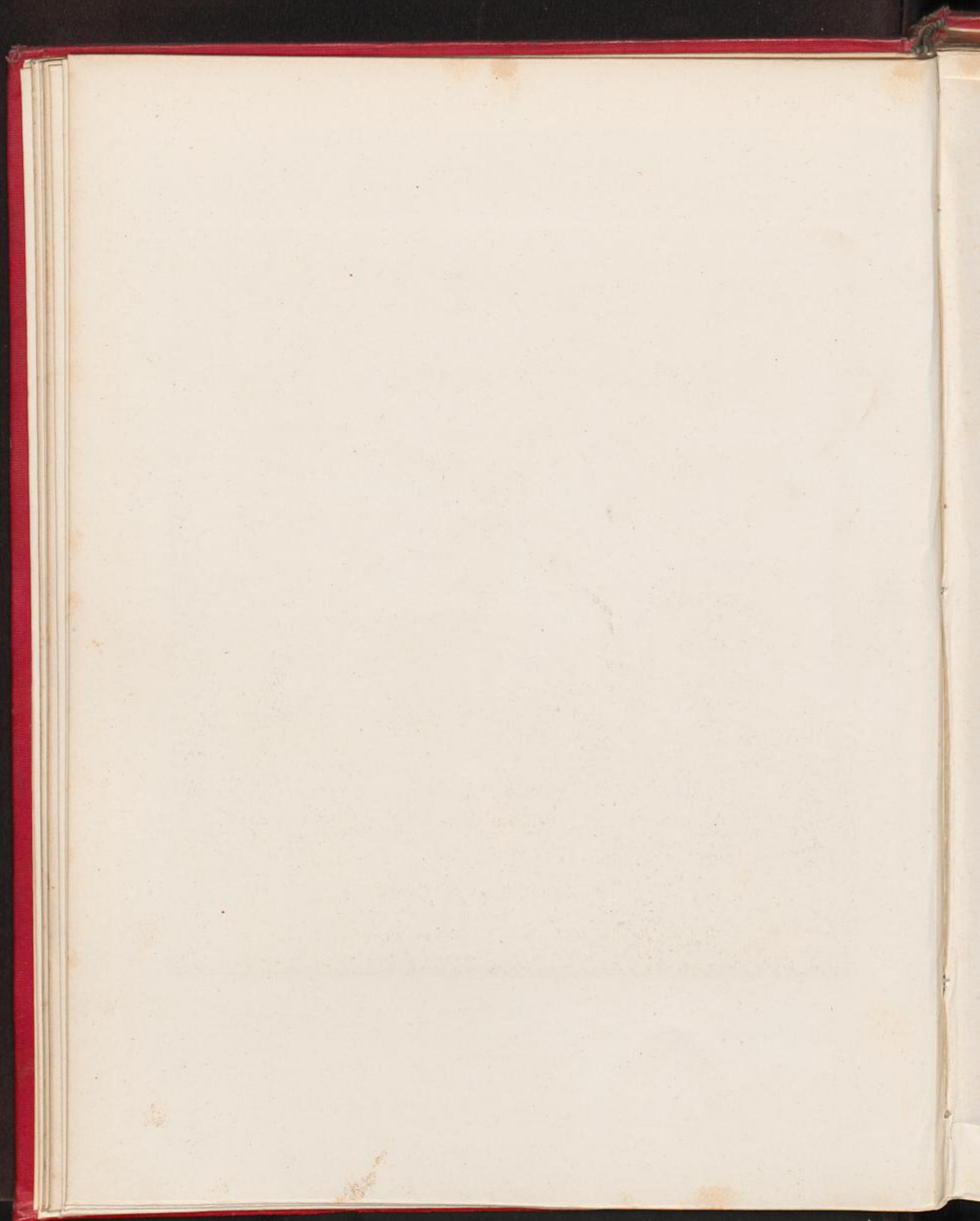


C. STEFFECK.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Spielende Hunde.

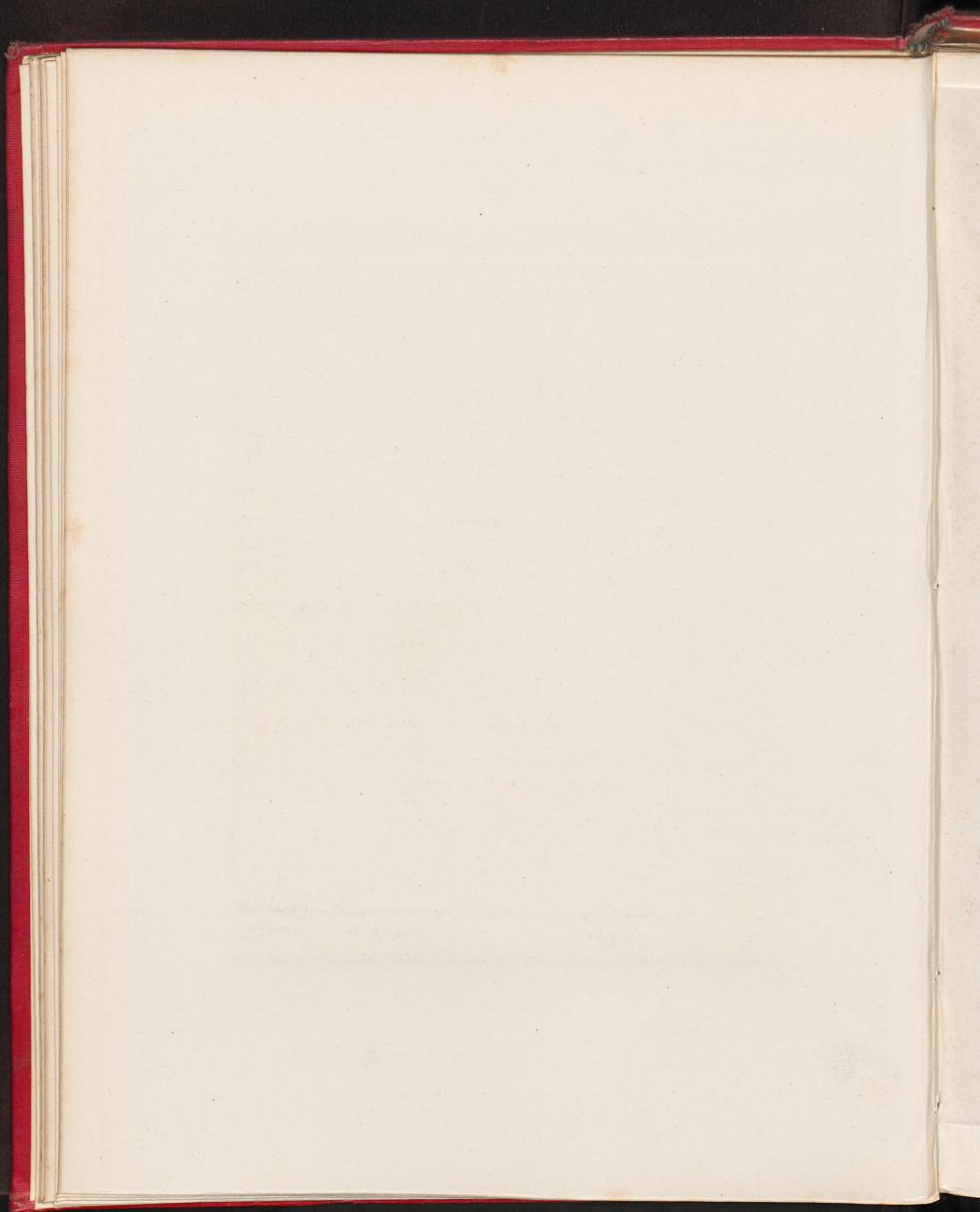


L. LÖFFLER.



Druck v. W. Kohn in Berlin.

Die Mitschüler.



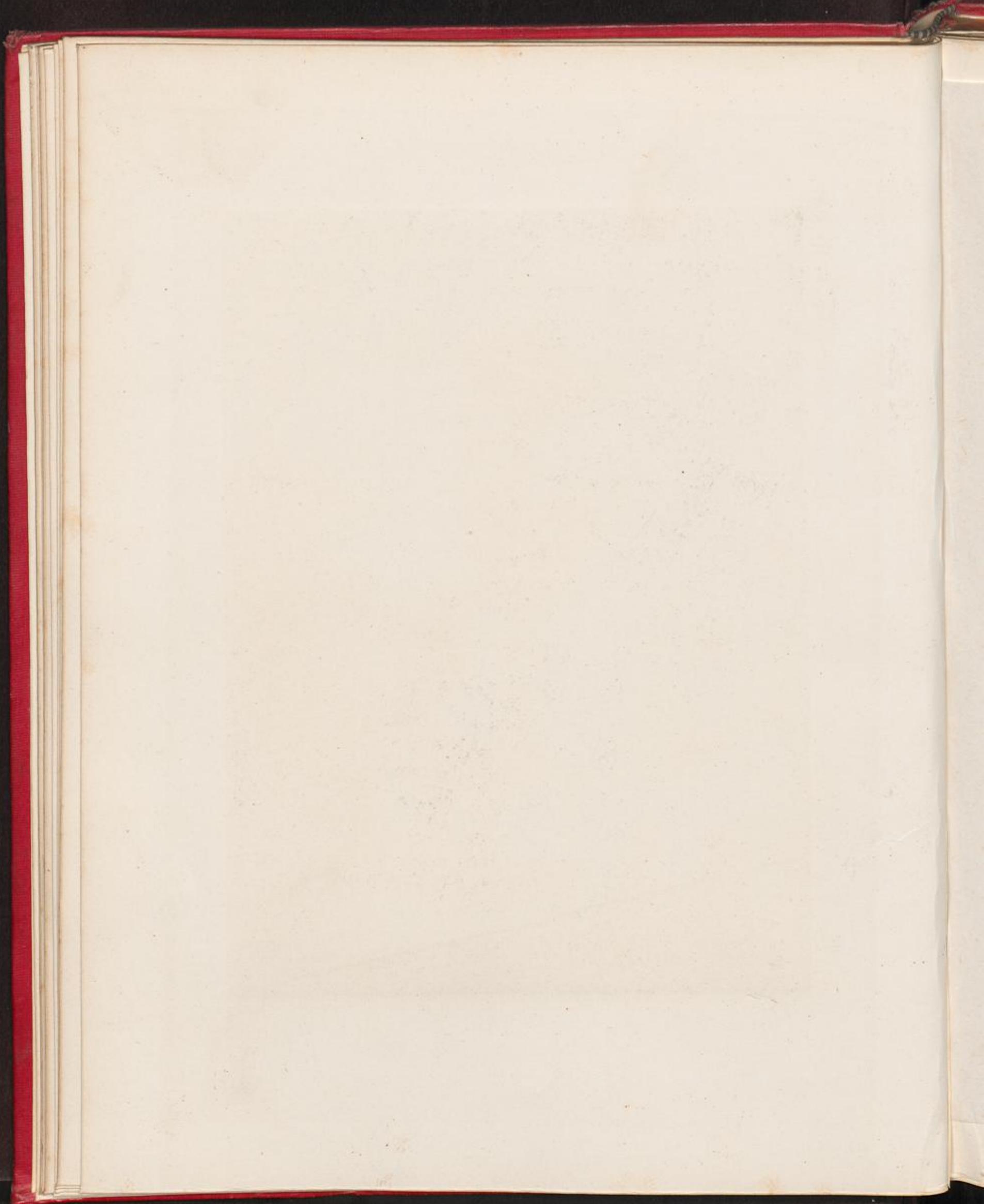
G. RICHTER.



Lith. v. Fickert

Druck v. W. Korn in Berlin.

Erwartung.

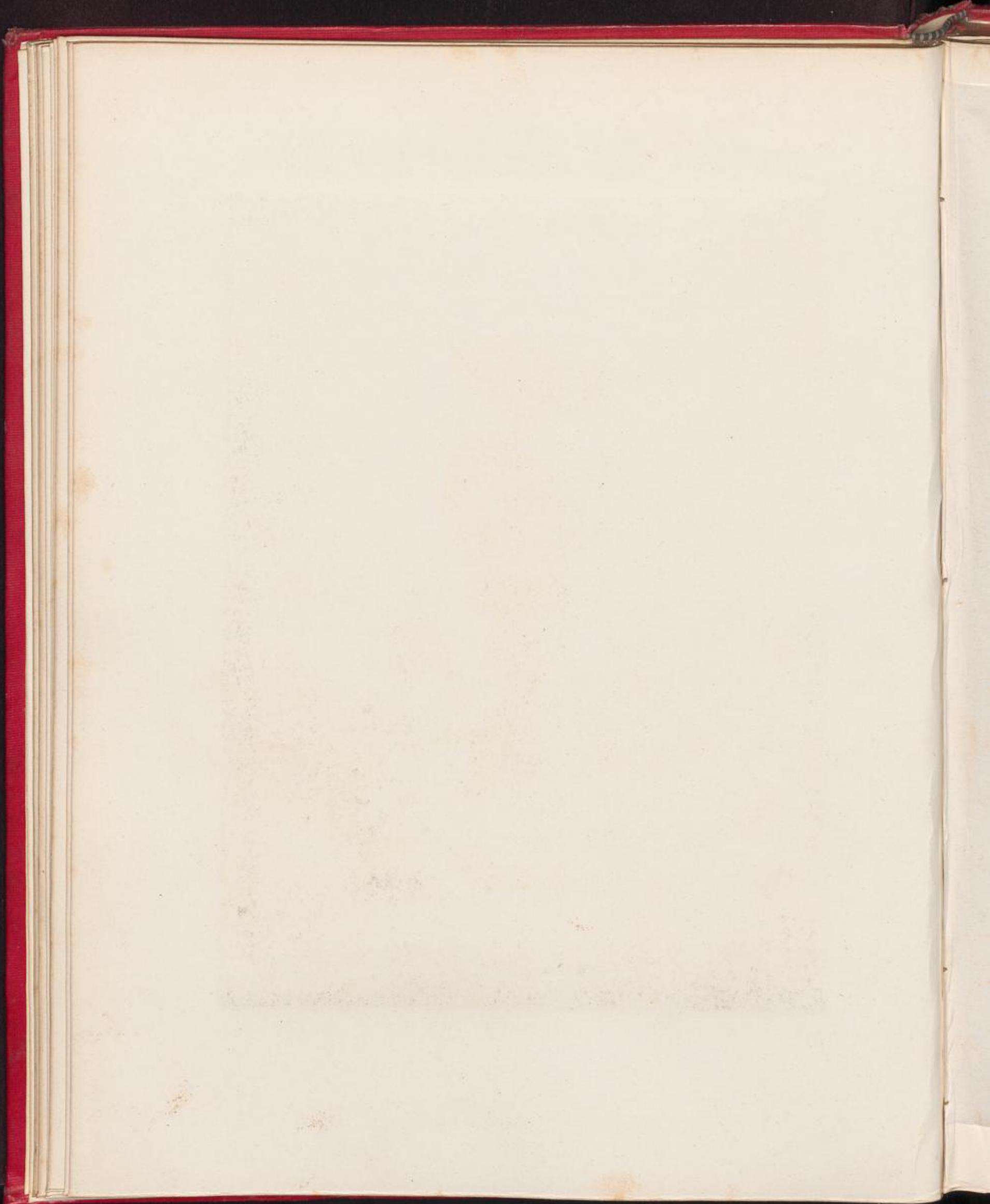


C. ARNOLD.

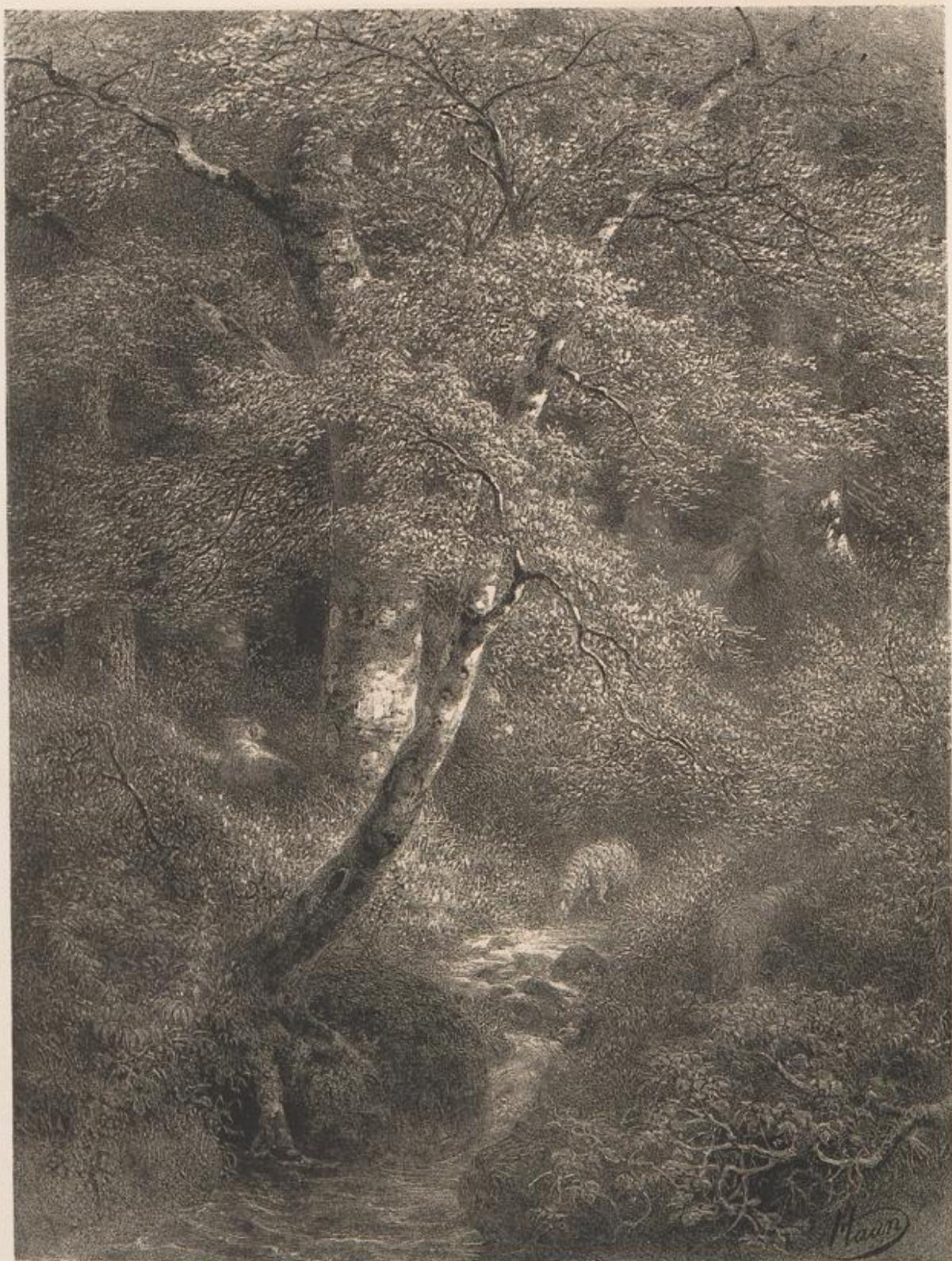


Druck v. W. Rohn in Berlin.

Sonntag.

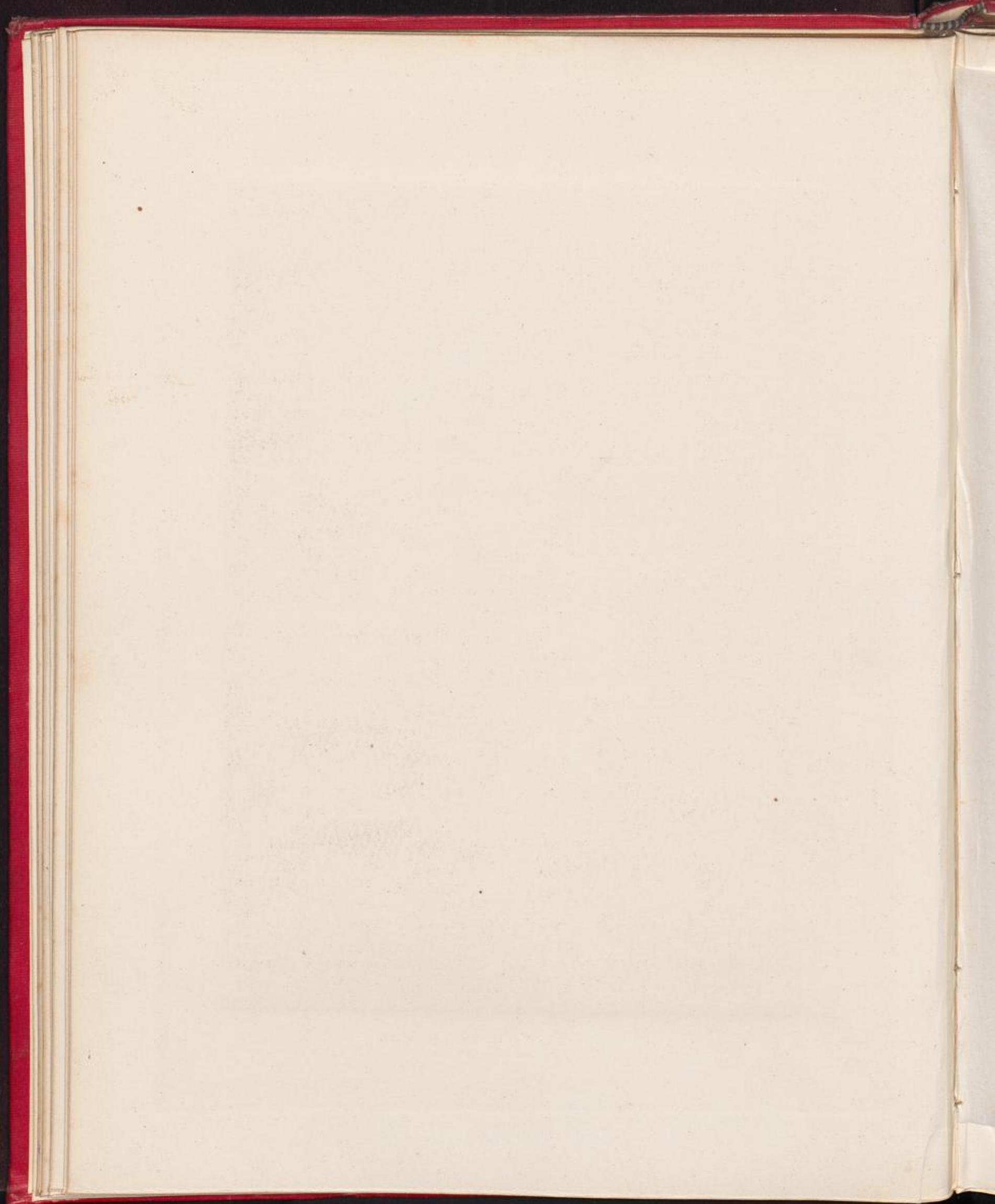


A. HAUN.



Druck v. W. Kora in Berlin

Unter den Buchen.

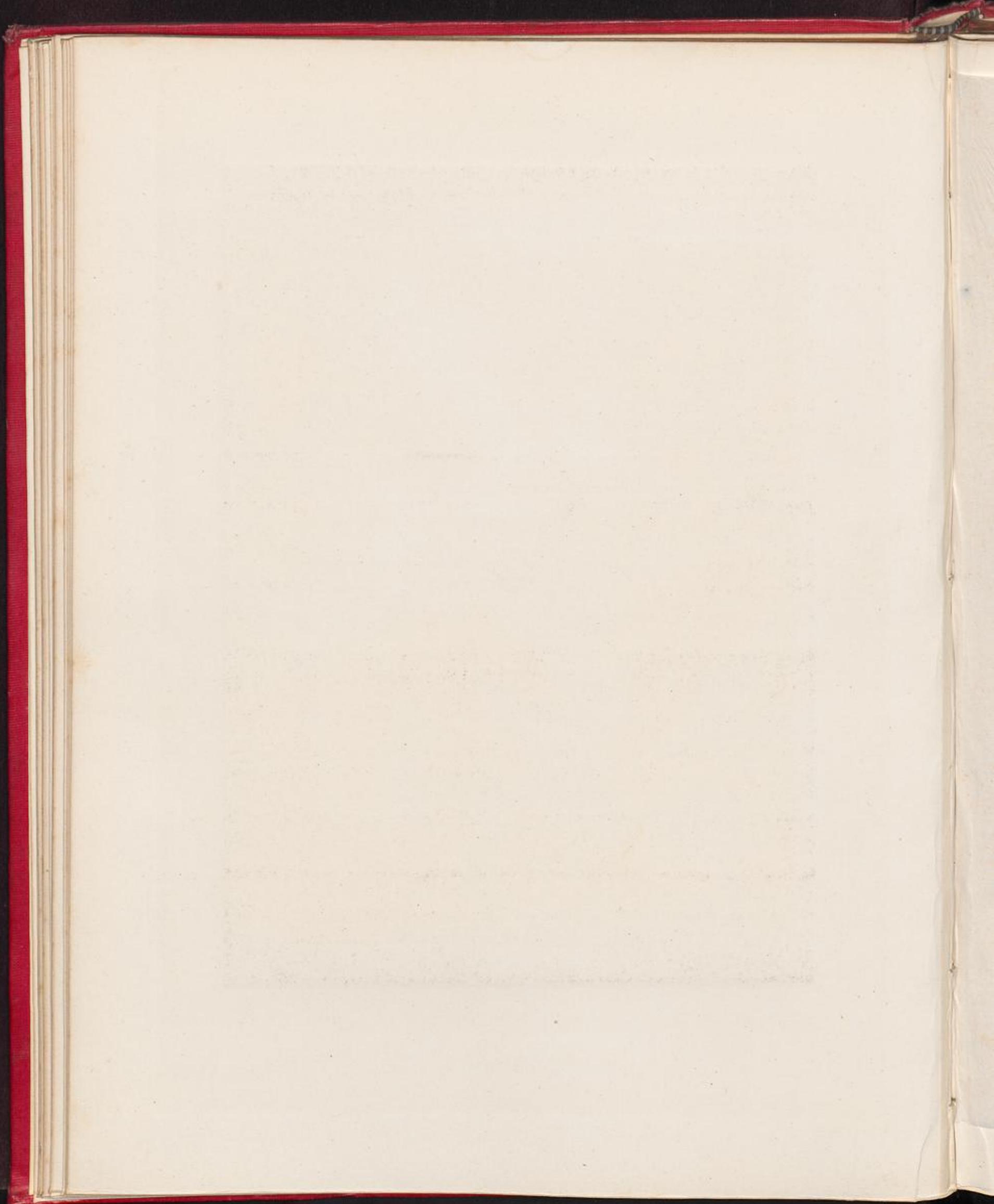


T. ROSEMANN.



Druck v. W. Kern in Berlin

Der Schwarze.

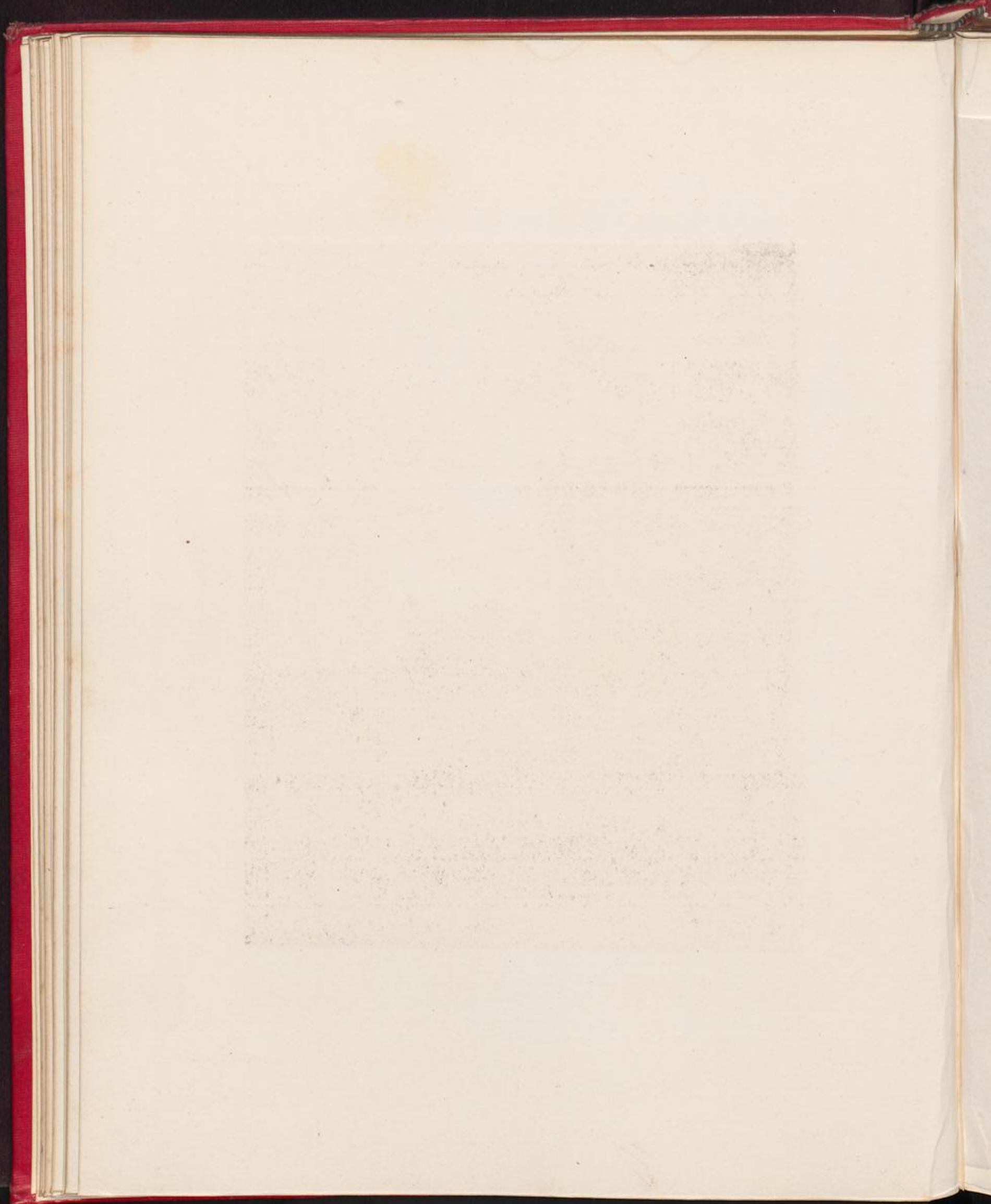


W. RIEFSTAHL.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Hünengrab.

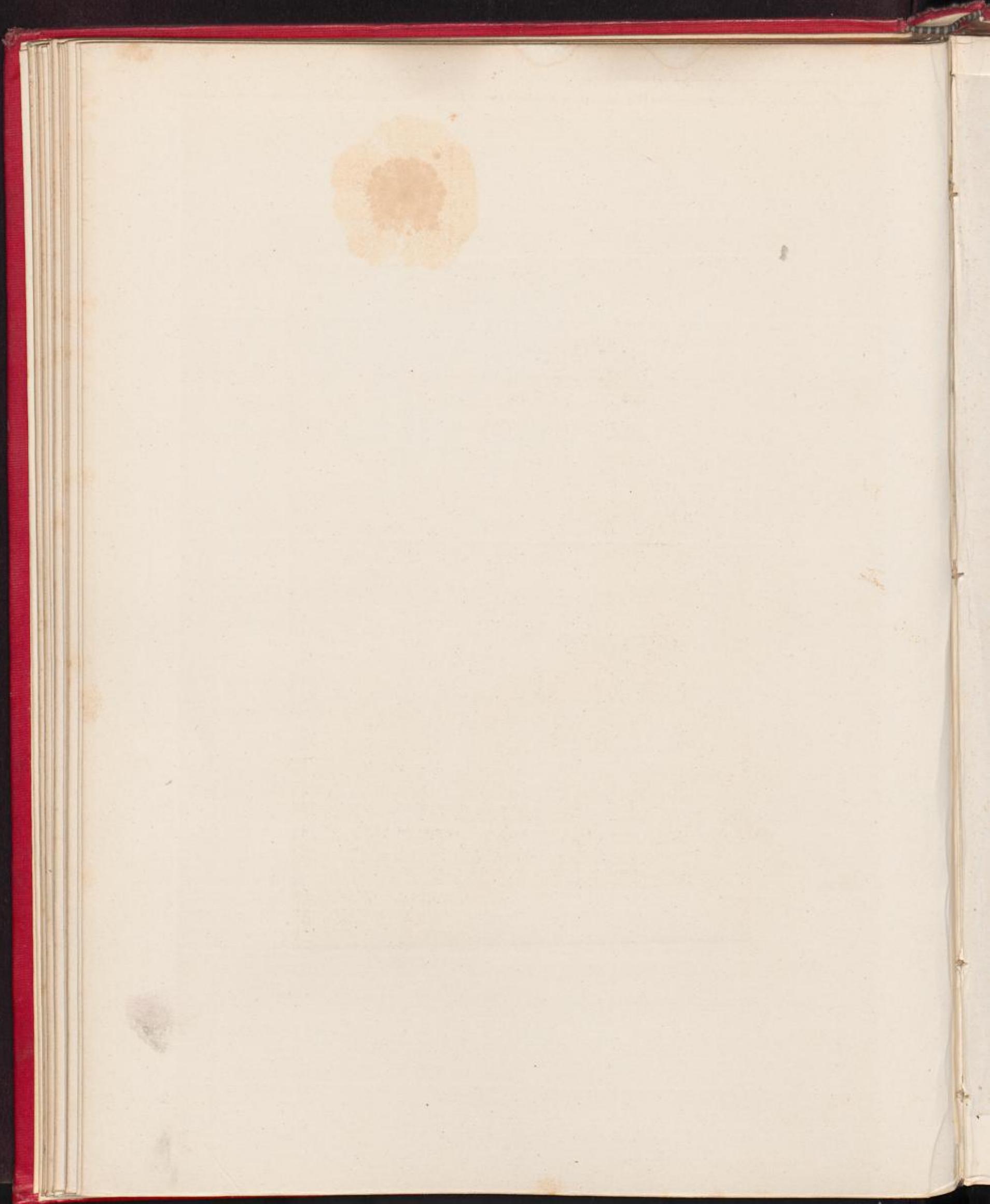


G. WISNIEWSKI.



Druck. v. W. Koen in Berlin.

Abendgang.

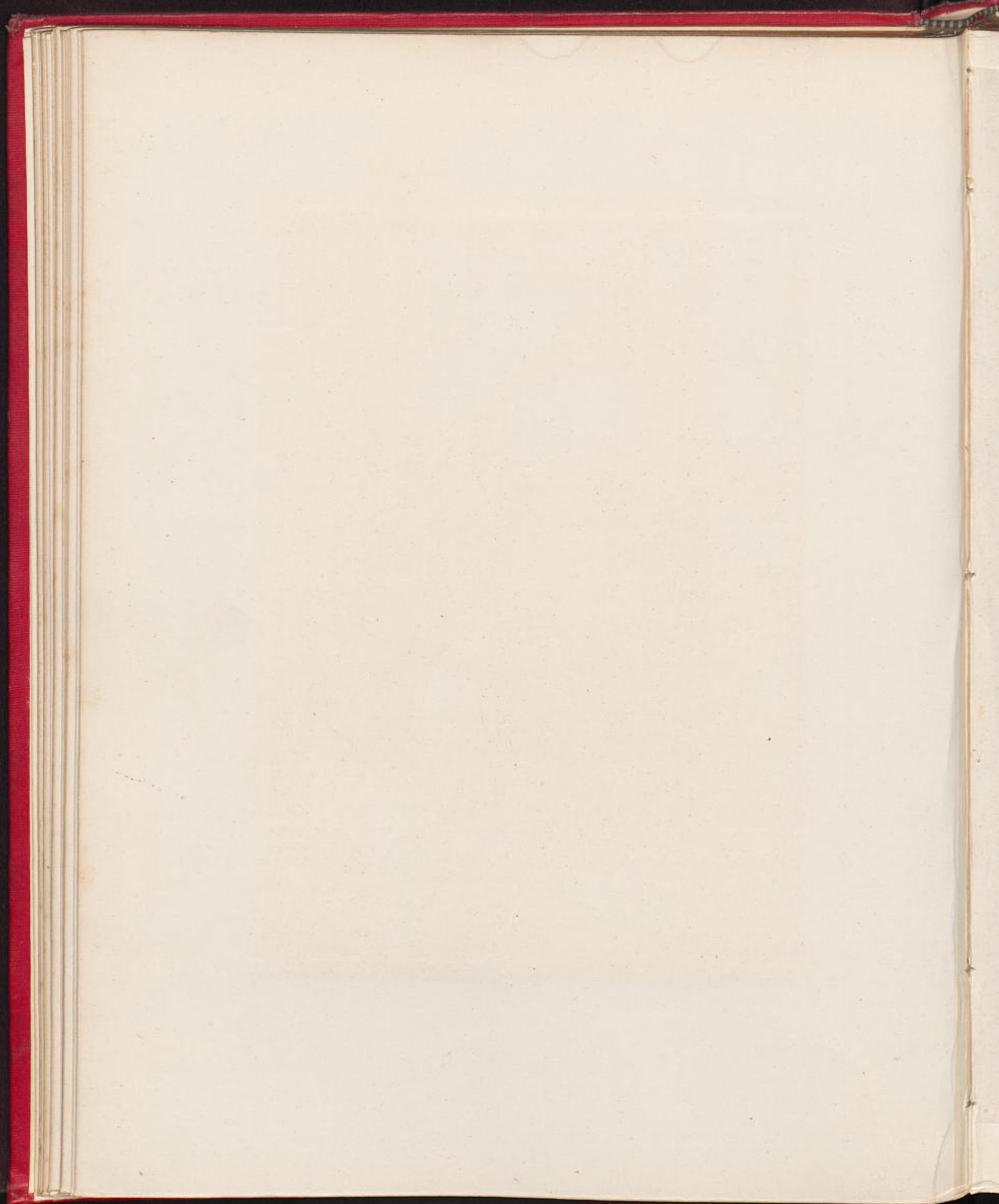


T. ROSEMANN.



Scult. v. H. Kuntz in Berlin

Liebespfand.



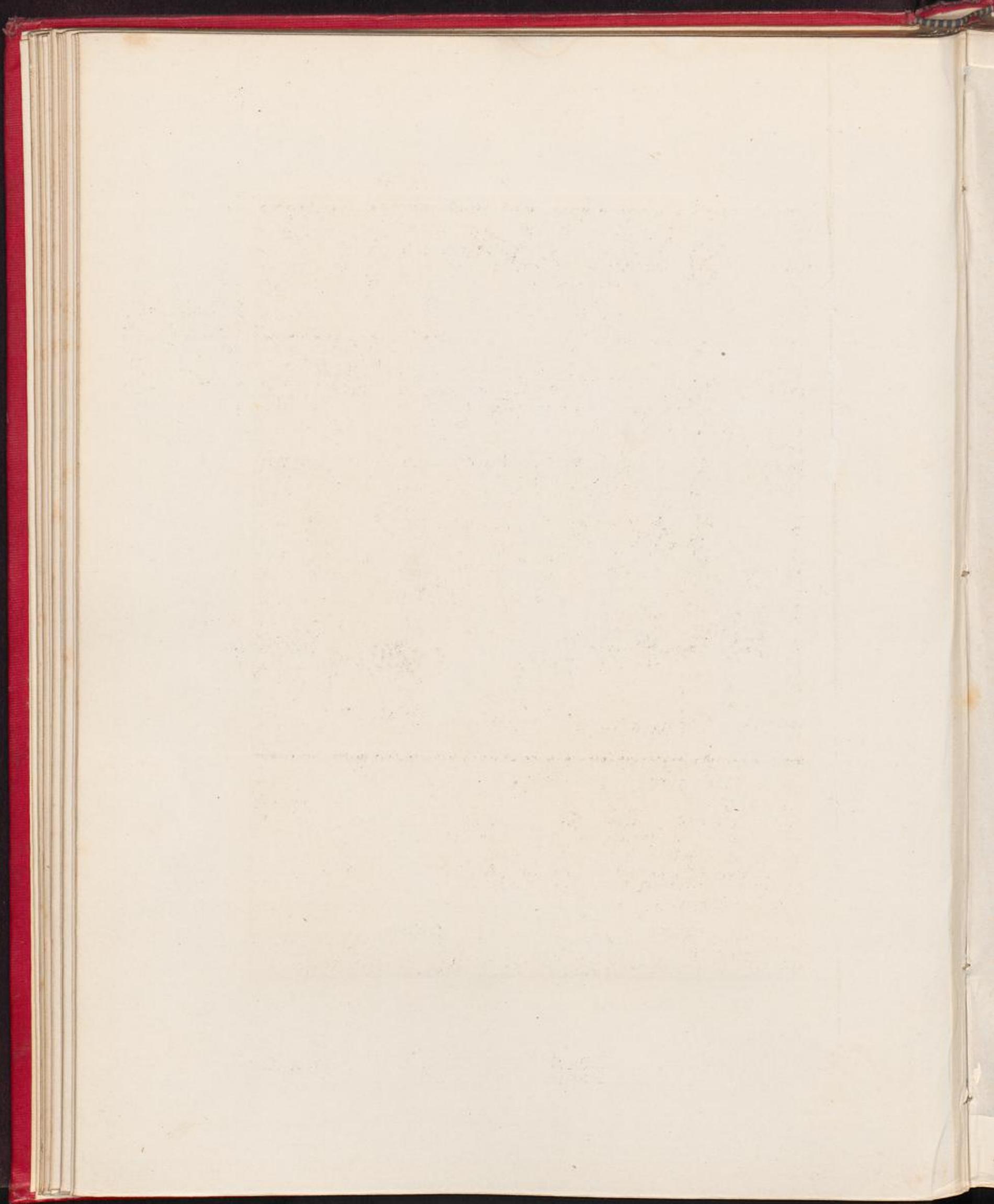
A. MENZEL.



Lith. v. Peckert.

Druck. v. W. Horn in Berlin.

Aus der Thierbude.



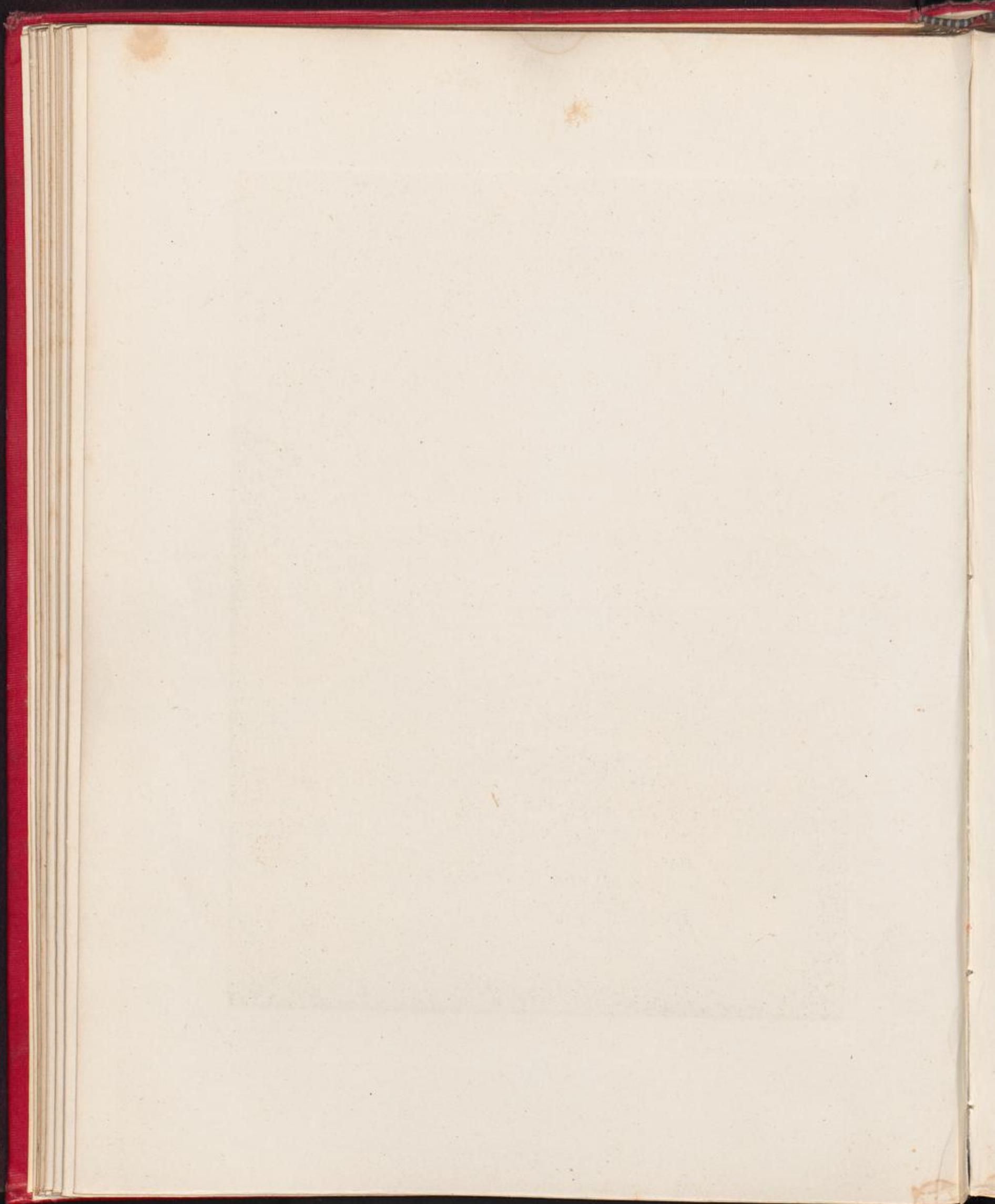
C. GRAEB.



Lith. v. A. Haun.

Druck v. W. Horn in Berlin.

Das Grab des Virgil.



## An Humboldt.

Von W. v. Reper.

Auf's Neu vernimm, was, Dir geweiht, sich fröhlich  
jetzt

Vor meiner Seele bildete,  
Zudeß Dich Krankheit, Aller Herzen ängstigend,  
Einsam und still gesondert hielt.  
Doch nahen darf noch Deinem Lager mein Gesang,  
Dem heut' ich sanftere Klänge lieb.  
Er rühme Deines Lebens treues Glück, o Greis,  
Das jeder Größe huldige,  
Das nie auf Deinen Schultern andere Bürden litt,  
Als die gewählt Dein freier Fleiß,  
Das Deinem Durst nach reinen Lichts Erkenntniß  
gern

Zum Schöpfen reichte das Gefäß.  
Und war es auf mühsel'ger Wanderung Dir nicht,  
Nicht auf dem Weltmeer Dir getreu?  
Sei's, wo Du ankommst cordillerische Höhen, sei's,  
Wo Du des Urals Schätze sandst.  
Und nach der Heimkehr blühte rings Dir Lob und  
Ruhm,  
Floß Dir die Huld der Mächtigen.

Nicht gleichen Glückes rühmen darf ich Plinius,  
Der edlen Forschung Märtyrer.  
Ablenkten Amt und schwere Pflicht gebieterisch  
Ihn oft von seinem tiefsten Gang,  
Und als er einst am Golfe Bojā's rastete,  
Wo Nebenlaub ihm Schatten bot,  
Da schlug vesuvischer Donner an sein Ohr, es bebte  
Das heitre Land Campana,  
Und selbst das Meer aufbrodelnd sprüht es Gischt  
und Dampf,  
Und bang im Haven schwankt das Schiff.

Er aber lenkt, als alle Freunde schon entfliehn,  
Ein schnelles Fahrzeug unverzagt  
Nach jenem Strand, wo um das Haupt des flam-  
menden

Vulkanes zackige Blitze sprühen.  
Ihn treibt der heilige Forscherernst, zu schau'n den  
Heerd,

Wo Götterzorn durch Flammen spricht,  
Ihn treibt's, zu schau'n die schöne, zürnende Jovis-  
stern,

Und kühn berührt sein Fuß den Strand.  
Doch als den Tag graunvolle Nacht verbüfferte  
Und auf der Menschen Städte sich  
Heißglüh'nder Asche dichter Fall verderbend warf,  
Da sank der große Wanderer —  
Des Erberschütterers Stimme scholl den Golf entlang  
Und bebend klang die Gruft Virgils.

Dir aber, sanfterer Tage Sohn, sah freundlicher,  
Aus feur'gem Abgrund selbst, Natur  
In's Forscherauge, wenn mit wagender Hand Du ihr  
Den dichten Schleier lüftetest.

Doch gleiches Glück fiel jenem griechischen Weisen zu,  
Der durch des Weltbau's lärmendes  
Buntfarb'ges Spiel das ew'ge Maas des Sphären-  
klangs

Zuerst erkannt, Pythagoras.  
Ihn trieb es ostwärts, wo der Himalaya ragt,  
Dem hier des Indus heil'ge Fluth,  
Die heil'ge Fluth des Ganges dort klangvoll ent-  
rauscht,

An deren Ufern forschend er

Uealtes Weisheit Blumen brach. Und als er drauf  
Nach froher Heimfahrt Ruhm genoß,  
Da lieb ihm Günst und mächt'gen Schutz Poly-  
krates;

Ja, selbst die Götter schützten ihn,  
Als einst in Kroton böser Neid ihm Feuer warf  
In sein geweihtes, stilles Haus.  
Schon über seine Jünger stürzte die Flamme sich  
Und alle traf der Untergang.

Ihn aber trugen Götter aus der Gluth davon  
Zum offenen Meerstrand unversehrt.

So nah' auch Dir, nun plötzlich Leiden Dich besiel,  
Mit seinem sich'ren Schutz ein Gott.  
Doch Jener floh nach Metapont, wo gastlich ihm  
Aufstand das Thor, wo ruhig er  
Und hochgeehrt, ein hehrer Greis, sein Leben schloß,  
Und ihm zum Ruhme sang Dvid.

## Tagebuchblätter

aus Fremde und Heimath.

Von Theodor Fontane.

### 1.

Erst Münchner Bräu aus vollen Krügen,  
Die Deckel klappten wie ein Reim,  
Dann Neckarwein in vollen Zügen  
Und endlich Roth von Jügelheim.

Und all die Zeit kein regentüber  
Verlorner Tag, kein nasser Schuh,  
Die Bilder zogen uns vorüber,  
Wir thaten nichts als schauen zu.

Und graue Dome, bunte Fresken  
Und Marmor reichten sich die Hand,  
Und weinblattdunkle Arabesken  
Zog drum das Rhein- und Schwabenland.

Bei Mannheim stand ich auf der Brücken  
Und mußte von der Heimath gehn,  
Ich wandt' ihr zögernd meinen Rücken  
Und möchte gern sie wiedersehn.

### 2.

Mit achtzehn Jahr und rothen Wangen,  
Da sei's, da wandte nach Paris,  
Wenn noch kein tieferes Verlangen  
Sich Dir in's Herze niederließ.

Wenn unser Bestes: Lieb und Treue,  
Du nicht begehrst und nicht vermißst,  
Und wenn das wechselvolle Neue  
Noch Deine höchste Gottheit ist.

Mir sind dahin die leichten Zeiten,  
Es läßt mich nüchtern, läßt mich kalt,  
Ich bin für diese Herrlichkeiten  
Vielleicht zu deutsch, gewiß — zu alt.

### 3.

Die Welt ist lustig anzusehn!  
Arme Mädchen drunt' vorübergehn,  
Sie pusten seiden sich heraus,  
Und drüben steht das Findelhaus —  
Die Welt ist lustig.

Im Nachbarhause giebt es Ball,  
Sie kommen in Staatskarossen all,  
Wie glücklich Wirth und Gäste sind  
Und drunten friert das Bettelkind —  
Die Welt ist lustig.

Und drüben am Eck, tagaus tagein,  
In heißer Kehlen fließt der Wein,

Drei Trunkne stolpern just heraus  
Und singen: „lustig, altes Haus!“  
Die Welt ist lustig.

## 4.

Es äßt Dich nur dies Rennen, Traben  
Nach golden muhevoller Zeit,  
Wenn Du die Ruhe glaubst zu haben,  
Dann eben ist sie doppelt weit.

Auf weichem Pfühl, auf sammtnen Kissen,  
Wenn Du sie hältst, wenn Du sie hast,  
Wirft Du die Holde mehr vermessen,  
Als in des Tages Druck und Last.

All Labfal was uns hier beschieden,  
Fällt nur im Kampf und Streit uns zu,  
Nur in der Arbeit wohnt der Frieden,  
Und in der Mühe wohnt die Ruh.

## 5.

Man wird nicht besser mit den Jahren,  
Wie sollt' es auch, man wird bequem  
Und bringt, um sich die Neu' zu sparen,  
Die Fehler all in ein System.

Das giebt dann eine glatte Fläche,  
Man gleitet unbehindert fort,  
Und „allgemeine Menschenschwäche“  
Wird unser Trost- und Lösungswort.

Die Fragen alle sind erledigt,  
Das eine geht, das andre nicht,  
Nur manchmal eine stumme Predigt  
Hält uns der Kinder Angesicht.

## 6.

Und wieder 'mal ein neues Jahr —  
Was werden die Tage bringen?!  
Wird's werden wie es immer war,  
Halb scheitern, halb gelingen?

Wird es mit Sammt mir streicheln die Haut,  
Oder wird es in Lohe mich gerben?  
Gleichviel was es im Kessel braut —  
Nur wünsch' ich nicht zu sterben.

Ich mag noch nicht von himmen gehn,  
Wie's oft die Kämpfenden müssen;  
Ich möchte mein Weib noch wiederseh'n  
Und meinen Jungen küssen.

Ich möchte noch wieder im Vaterland  
Die Gläser klingen lassen,  
Und möchte noch wieder des Freundes Hand  
Im Einverständniß fassen.

Ich möchte noch wirken und schaffen und thun  
Und athmen eine Weile,  
Denn um im Grabe auszuruhn  
Hat's nimmer Noth noch Eile.

Ich möchte leben, bis all dies Glühn  
Rückläßt einen leuchtenden Funken  
Und nicht vergeht wie die Flamm' im Kamin,  
Die eben zu Asche gesunken.

## 7.

Das sind die Bänke von Goodwin-Sand,  
Sie sind nicht Meer, sie sind nicht Land; —  
Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen  
Und die Wasserlöwen, die Wellen bezwungen,  
Und die gefahren über die Welt,  
Ungetrübtert, ungerschelt —  
Sie sehen die Heimath, sie sehen das Ziel,  
Da schiebt sich die Schlange unter den Kiel  
Und ringelt Schiff und Mannschaft hinab,  
Zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.

Die See ist still, die Ebb' ist nah,  
Mastspizen ragen hier und da,  
Und wo sie ragen in die Luft,  
Da sind sie Kreuze über der Gruft;  
Ein Kirchhof ist's halb Meer halb Land,  
Das sind die Bänke von Goodwin-Sand —

Ich bin die halbe Welt durchzogen  
Und suchte Glück und such' es weit,  
Es hat mein Suchen mich betrogen  
Und was ich fand war Einsamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärnte,  
Ich sah sein tausendfarbig Licht,  
Es war kein Licht doch was mich wärnte,  
Und ächtes Leben war es nicht.

8.

Und endlich bin ich heimgegangen  
Zu alter Stell' und alter Lieb',  
Da löste still sich das Verlangen,  
Das einst mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,  
Was sich in Lieb' ihr zugesellt;  
Das Haus, die Heimath, die Beschränkung,  
Die sind das Glück und sind die Welt.

## Die Dame von Faverne.

Von Hugo von Bismberg.

Sah't Ihr Navailles? Spiegelnd hebts im See,  
Die spizen grauen Thürme in die Höh',  
Das Schloß Navailles. Drüben liegt die Stadt  
Im Sonnenschein, den Fuß im blauen Bad;  
So Stadt und Schloß gehörten schon von je  
Den Herren von Faverne.

Des Schlosses Dame stand im hohen Saal,  
Im Trauerkleide noch um den Gemahl  
— Ein Jahr war's her, daß spurlos er verschwand —  
Und ehrerbietig vor der Frau stand  
In Schmuck und Waffen die Vasallenzahl  
Der Herrschaft von Faverne.

Sie sprach: „Das Wort der Kirche giebt mich frei:  
Mein eigner Wille, Guer Wunsch — es sei!  
Dem Better des Gemahls reich' ich die Hand,  
Er herrsche über Euch und alles Land.  
Den Eid der Treue schwört Ihr morgen neu  
Dem Herren von Faverne.“

Am Hochzeittag vom Schlosse Bahnen weh'n,  
Geschmückt mit Teppichen und Blumen schön  
Schwimmt durch den See der Kahn mit Sang und  
Klang:

Drin sitzt der Bräutigam in Waffen blank  
Und ihm zur Seite bräutlich anzuseh'n  
Die Dame von Faverne.

Da ist gescheh'n ein wunderfames Ding:  
Die weiße Hand der Braut in's Wasser hing,  
Sie spielte drin in süßer Träumerei —  
Da thut sie plötzlich einen leisen Schrei.  
Hinweg vom Finger war der goldne Ring  
Der Dame von Faverne.

Der Ring, den ihr der erste Eh'herr gab,  
Den sie zu tragen schwur, bis in das Grab;  
Sie bricht in Thränen aus — sie will nicht frei'n,  
Der Ring muß wieder erst gefunden sein!  
In Schloß und Stadt sagt man die Hochzeit ab  
Der Dame von Faverne.

Vom See die Fischer ruft man all' zusamm', —  
Was bringen sie herauf aus tiefem Schlamm?  
Ein Mannsgeripp' — am Finger steckt der Ring:  
Ein rost'ger Dolch in seinen Rippen hing,  
Mit gold'nem Knauf — der Dolch vom Bräu-  
tigam  
Der Dame von Faverne.

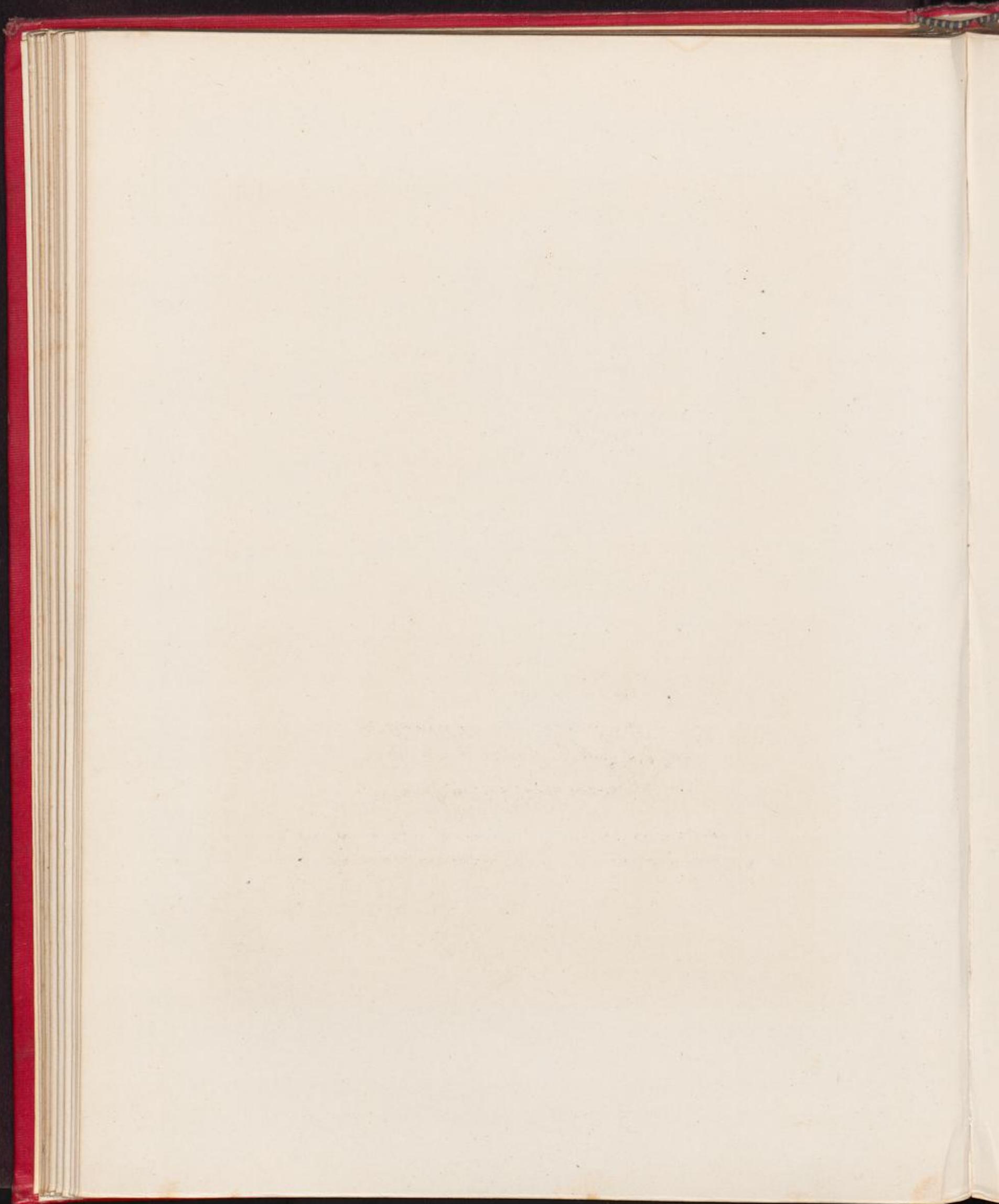
Der Mörder flieht, die Rache folgt ihm nach,  
Man spricht, daß er am Kreuzweg sterbend lag.  
Den Wittwenschleier und den gold'nen Ring  
Trug bis zum Tag, da sie zu Grabe ging,  
Und trägt ihn drin wohl bis zum jüngsten Tag  
Die Dame von Faverne.



Ein Königswort.

Von H. v. Plambro.

Liegen die Terrassen  
Empor nach Sanssouci:  
Sie suchten sich zu lassen,  
Und wußten doch nicht, wie!  
Zu eng dem vollen Herzen  
War eines Jeden Brust;  
Doch war es nicht vor Schmerzen,  
Es war vor Dank und Lust.



Jüngst hatten Feuersflammen  
Ihr Städtlein ausgeraubt,  
Und alle Noth zusammen  
Schlug um ihr armes Haupt!  
Er hatt' es bald vernommen,  
— Was wüßt' Er nicht im Land —  
Und Hilfe war gekommen  
Von seiner milden Hand.

Gewichen war das Uebel,  
Wie Nacht vor Sonnenglanz,  
In Städtchen jeder Giebel  
Stand schmuck mit seinem Kranz!  
Sie kommen, reich beladen  
Mit Dank und Gotteslohn:  
— Das nenn' ich Ambassaden  
Zu einem Königsthron!

Es führt zum alten König  
Sie ein der Leibhusar:  
Sie neigen unterthänig  
Ihm Haupt und Herz fürwahr!  
„Staub, der wir sind, wir mögen  
Nur danken mit Gebet!  
Gott schütte seinen Segen  
Auf Eure Majestät!“

Da stand er mit der Krücke,  
So hager und gebückt:  
Was hat in seinem Blicke  
So demant hell gezückt?  
Er sprach — es klang wie Ranken  
Das kurze Wort beinah':  
„Ihr habt mir nicht zu danken,  
Denn davor bin ich da!“

## Hinaus!

Von B. v. Levet.

Kraft der goldenen Phantasie  
Reiß' ich nun mich los,  
Ihne Wunder und entflieh',  
Leiden, eurem Schoß.

Jede Trauer, die ich trug,  
Jede Fessel fällt,  
Wieder wirst Du weit genug,  
Enge, düstre Welt!

Wieder nach dem Giland dort  
Steur' ich durch das Meer,  
Schon begrüßt der bunte Port  
Meine Wiederkehr.

Jener Port voll Sonnenschein  
Strahlt noch wie zuvor,  
Gastlich ladet noch mich ein  
Jenes offene Thor.

Hundert Kuppeln blinken noch  
Von dem Bau der Stadt,

Die des Felsgebirges Joch  
Hoch umlagert hat.

Sieh', und mir entgegen schiffst  
Freudig mein Pilot,  
Schwingt, da mich sein Auge trifft,  
Seiner Mühe Noth.

Sein verwittert Angesicht  
Sechzig Sommer zählt,  
Doch im Arme fühlt er's nicht,  
Den das Meer gestählt.

Jetzt hinab mit frohem Sprung  
Flieg' ich zu ihm schnell,  
Daß mich mit Verwunderung  
Ruffert mein Gesell.

Ja, noch einmal werden wir,  
Wie es damals war,  
Durch des Golfes Lustrevier  
Kreuzen in Gefahr:

Ja, wie damals sei Dein Boot  
Rings vom Sturm umschnaubt,  
Wenn mit finst'rer Stirn uns droht  
Jenes Felsenhaupt,

Wo der Delphin springt herbei,  
Wenn ein Lied Du singst,  
Wo auf Thunfisch Du und Hai  
Deinen Dreizack schwingst.

Ja, es werde wie es war,  
Nichts ist mir geraubt,  
Mein Gemüth ist sonnig klar —  
Schüttle nicht das Haupt.

Faß das Ruder, daß ich schnell  
Dort am Ufer sei;  
Doch an jenem Seecastell  
Lenk' das Boot vorbei.

Dort am Pfeiler beim Altan,  
Wo so oft ich stand,  
Steht der alte Veteran,  
Der den Freund erkennt:

Ja, ich komm' — halt', Kamerad,  
Alles mir bereit,  
Jedes Wort von Lust und That  
Deiner Jugendzeit.

Und, indes die Fluth umrollt  
Deiner Mauern Fuß,  
Schenkst Du mir Dein flüssig Gold,  
Wein von Syracus.

Aber, Freund, noch laß mich fort,  
Lauden mich allein,  
Wo am Fels das Landhaus dort  
Still mich ladet ein.

Durch die Hecken kimm' ich schnell,  
Seh' die Halle nun,  
Darf im Schatten auf der Schwel'  
An der Säule ruhn.

Vor der Hall' in frohem Land  
Rauscht des Springquells Fall,  
Füllt das Becken bis zum Rand  
Mit der Fluth Krystall.

Auf dem Rande saß ich oft,  
Sank in Traum zulezt,  
Bis mein Antlig' unverhofft  
Ward im Scherz benezt.

Und ich griff die weiße Hand,  
Die den Scherz beging,  
Die sich nicht dem Kuß entwand,  
Nein, ihn hold empfing.

Doch wo ist, wer hier gewellt  
Einen Mond mit mir?  
Komm, ich bin herbei geeilt —  
Find' ich Dich nicht hier?

Komm, ich harre Dein am Duell,  
Uns nur rauscht er zu,  
Ja, er rauscht noch süß und hell,  
Alles findest Du —

Alles, Alles harret Dein,  
Was beglückt uns hat,  
Berg und Goldorangenhain,  
Unten Golf und Stadt;

Dort zur Lustfahet harrt das Schiff,  
Dort der Freund beim Wein,  
Komm, — des Glückes Inbegriff  
Sei noch einmal mein.

Bist Du wirklich über's Meer  
Gar so weit entflohn?  
Alles holden Zaubers leer  
Wird die Gegend schon —

Nein — Du mußt! — Du trittst hervor  
Aus dem Laubengang —  
Glaubt es, glaubt es, Aug' und Ohr, —  
Drei Secunden lang!

## Gefühl oder Gedanke.

Lenzzone

zwischen H. Bormann und W. v. Lepel.

Bormann.

Sag' mir, was Du höher stellst:  
Das Gefühl mit seinen Gluthen,  
Die, ein Strom von Lust und Leid,  
Wechselnd durch die Seele fluthen?  
Oder des Gedankens Licht,  
Das die Nacht in Tag verkehret  
Und des Daseins dunklen Traum  
Zum Bewußtsein Dir verkläret?

Lepel.

Auf granit'ne Pfeiler baut  
Seine Brücken der Gedanke,  
Doch — ein End' hat bald sein Reich,  
Vor ihm thürmt sich Schrank' auf Schranke.  
Aber frei und fessellos  
Wie des Kranichs hohe Bahnen  
Zieht unendlich hoch und weit  
Des Gefühls unendlich Ahnen.

Bormann.

Das Gefühl schweift fessellos —  
Willst Du darum hoch es preisen?  
Himmelslicht, das leiten soll,  
Muß in festen Bahnen kreisen.  
Willst Du heilen Fieberweh,  
Dran zur Zeit die Völker kranken,  
Drin Dein eigen Herz verglüht, —  
Hilf zur Herrschaft dem Gedanken.

Lepel.

Nein, dem edleren Gefühl!  
Keiner ist so tief gesunken,  
Daß, wenn Du an's Herz ihm schlägst,  
Du nicht weckst den bess'ren Funken.  
Nicht der Scharfsinn lockt das Volk,  
Ja, es mißtraut, soll es denken —  
Doch Gefühl in Wort und That  
Reißt es hin und kann es lenken.

Bormann.

Hinzureißen, ja, das ist  
Des Gefühls heillofes Können,  
Daß, von seiner Lust berauscht,  
Blind sie in den Abgrund rennen.  
Aber zügeln wilde Gluth,  
Bannen sie in heil'ge Schranke,  
Aufbau'n nach Maas und Zahl,  
Schaffen kann nur der Gedanke.

Lepel.

Rechnen mag er, ordnen, bau'n —  
Doch den ersten Trieb zum Werke  
Zeugt lebendig, schöpferisch  
Der Gefühle Gluth und Stärke.  
Was in Farb' und Stein vermag  
Sich zur Schönheit zu erheben,  
Was des Dichters Herz entströmt,  
Dem Gefühl verdankt's das Leben.

Bormann.

Siehst Du denn des Tag's Beginn  
Schon im flücht'gen Morgenrothe?  
Das Gefühl es geht voran  
Deinem Wort, ein flücht'ger Bote.  
Kannst Du seine Kunde nicht  
Mit des Denkens Kraft erfassen,  
Wird sie, wie das Morgenroth  
Schnell und wirkungslos erblaffen.

Lepel.

Nicht mit Bildern machst Du, Freund,  
Und Metaphern mich zu nichte, —  
Was das Morgenroth erzeugt,  
Steigt empor und wird zum Lichte.  
Und zum heil'gen, höchsten Licht  
Weiß Gefühl den Pfad zu finden,  
Dessen Sehnsucht uns vermag  
Mit dem Himmel zu verbinden.

Vormann.

Läßt Du vom Gefühl Dich nur  
Führen in des Lichtes Sphären,  
Wird die Gluth der Schwärmerei  
Bald der Seele Mark verzehren.  
Aber ledig wird der Geist  
Alles Siechens, alles Schwankens,  
Reicht das ew'ge Himmelslicht  
Im Krystall sich des Gedankens.

Lepel.

Der Gedanke diene treu  
Dem Gefühl als weiser Hüter,  
Doch die Gluth leih' dieses uns  
Für des Lebens höchste Güter.

Dem in des Gedankens Reich  
Zieh'n die Lüft' in ew'ger Kühle,  
Aber Wärm' und Leben leih'n  
Die lebendigen Gefühle.

Vormann.

Daß Gedanke Hüter sei  
Willst Du freundlich ihm gewähren?  
Hüterrecht ist Königsrecht,  
Höh'res kann er nicht begehren.  
Königlich behütet wird  
Das Gefühl, des Königs Krone,  
Und so haben Beide Raum,  
Wo nur steh'n der Menschheit Throne.

## Königin Waldblieb.

Von Hugo von Blumberg.

„O Wald, mein Wald, wie lieb' ich Dein Grün!  
Weit mehr als den Königsaal!  
Ich liebe nichts so sehr, als ihn,  
Und Dich mein Eh'gemahl.“

D legt mir nun der Tod auf's Herz  
Die Hand so knöchern und kalt,  
Schließt mich nicht ein in Stein und Erz,  
Begrabt mich im grünen Wald.

Wenn die Mönche singen, die Glocken geh'n,  
Das macht mir den Schlaf so bang.  
Laßt über mein Grab die Zweige wehn,  
Waldbvöglein fliegen mit Sang!“

Doch als sie schlief zum Sterben ein,  
Da hielten sie ihr nicht Wort,  
Sie legten in einen ehernen Schrein,  
In steinerne Gruft sie dort.

Sie mauerten über ihr auf vom Grund  
Einen düstern Capellenbau,

Die Fenster blinken von Glase bunt,  
Bohl dunkelroth und blau.

Und ein Jahr und Jahrhundert um's And're kam,  
Vergessen die süße Frau,  
Vergessen des Königs Reich und Nam'  
Verlassen das Kirchlein grau.

Da hat es genommen der tiefe Wald  
In seinen gründunklen Schooß:  
Kein Prieſter mehr ſingt, keine Glocke ſchallt,  
Die Schwellen verſinken in Moos.

D sprich, hat Liebe denn solche Gewalt,  
Zu wünschen Lieb' herbei?  
Nun schläft sie umfangen vom grünen Wald,  
Der Wald, der Wald ist treu!

Durch's Fenster drängen die Zweige sich traut  
Mit Waldestrauschen und Duft.  
Waldbvöglein haben ihr Nest gebaut  
Und singen über der Gruft.

## Aus dem Leben eines Thalers.

Von W. v. Alstedt.

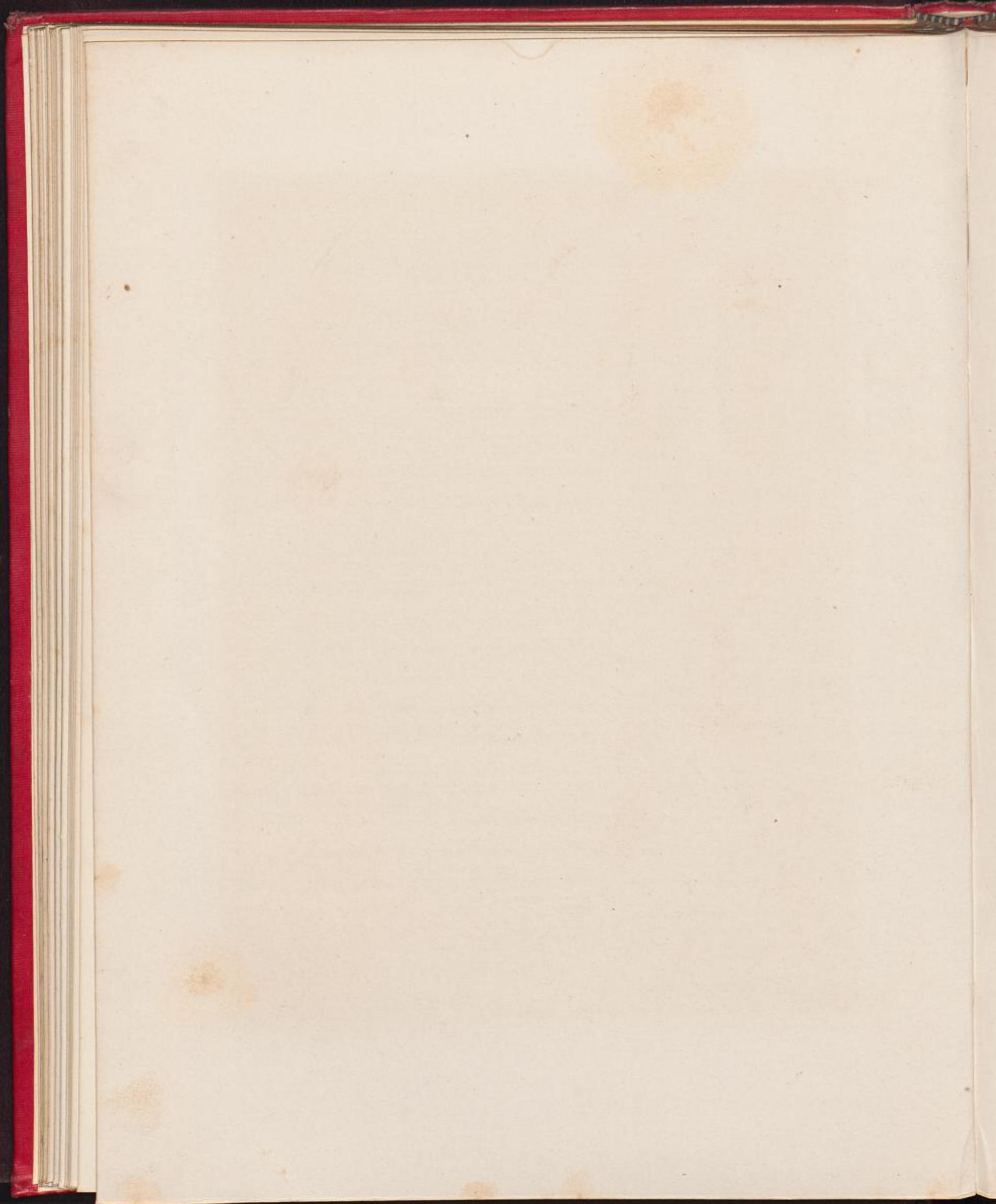


Seine früheste Erinnerung ist ein krachender Ruck, kurz und plötzlich, wie wenn's einschlägt.

Wenn's sonst trifft, der pflegt dabei die Besinnung zu verlieren; die meinige schreibt sich im Gegentheil davon her.

Denn im selbigen Augenblick bemerkte ich, dass ich existierte. Eine unbekante Kraft schnellte mich in die Höhe, und ich flog kopfüber aus meiner Wiege.

Damit war ich denn, seltsam genug, ein geschlagener und ein gemachter Mann zugleich; ein ganzer Kerl aus Einem Stück, ein Staatsbürger von garantirtem Werth, ein Patriot von ächtem Schrot und Korn, blank und gesund, wie aus dem Ei geschält, wie ein wahrer Edelmann mit dem makellosesten Wappen und mit lebenslänglicher Anstellung im Staatsdienste auf die Welt gekommen, konservatio bis in den Tod, und abendrein meinem Allergnädigsten Landesvater im Profil wie aus dem Gesicht geschnitten, kurz, ein — königlich Preussischer harter Thaler!



Ich entsinne mich dessen, als wär' es heute. Es war ein Juni-Morgen anno 1833. Die Sonne schien so frisch und klar an die Häuser gegenüber und warf einen so blendenden Reflex in die Münzstätte, daß ich vor Freude, auf dieser lustigen Erde voll Gold und Silber dazusein, laut hätte auf-lachen mögen, wenn's gegangen wäre.

Aber ich konnte mein Gesicht nicht verziehen, weil es, wie gesagt, das ernste meines Königs war; ich schüttelte mich daher bloß innerlich vor Behagen dermaßen, daß ich äußerlich die Balance verlor und von dem blinkenden Thalerhause, auf den ich gefallen war, mit leichtem Klängen herabrutschte.

Aufrichtig gestanden, es war aber nicht der Sonnenschein allein, der mich so eraltete.

In dem Augenblicke, wo ich, wie erwähnt, aus meiner Wiege über Bord flog, sah ich dicht vor dem Prägstocke ein reizendes junges Mädchen stehn; sie war gerade Zeuge meiner Geburt gewesen und hatte mich ins Auge gefaßt.

Mein Auge — ich habe zwar nur Eins, aber ein sehr gutes, weil es, wie gesagt, das meines Königs ist, und nebenbei war es ein Glück, daß ich nicht auf den Kopf, sondern auf's Wappen gefallen war, sonst hätte ich gar nichts gesehen! — also mein Auge begegnete dem Blicke des Mädchens.

Offenbar verstanden wir uns; denn, wie mit sympathetischem Auge beugte sich das allerliebste Kind in demselben Moment, wo ich, wie ein verzauberter Prinz, ihr zu Füßen kollerte, zu mir herab; und kaum war ich (umgekehrt, wie man von andern Leuten zu sagen pflegt) auf dieser Welt kalt geworden, so wurde ich in der schönsten Hand, die mich jemals gehalten, wieder durch und durch warm.

Wie mir zwischen diesen Rosenfingern zu Muthe wurde, das kann kein Mensch einem Thaler nach-fühlen, und der Thaler kann's keinem Menschen be-schreiben; können's die Menschen doch kaum einan-der selber begreiflich machen!

Zum Glück war ich ein harter Thaler; sonst wär' ich zergangen, wie Wachs an der Sonne. Ich zitterte wenigstens vor Vergnügen, zugleich aber vor Angst, daß sie mich in jeder nächsten Sekunde wie-

der zu den Andern werfen könne, die mir jetzt so über alle Maßen ordinär und albern vorkamen.

Inzwischen gerieth ich, zwischen meiner Wonne und meiner Furcht, in einen dritten Zustand, in den der Eifersucht.

Denn neben meiner Angebeteten stand ein netter junger Herr, den ich bisher gar nicht beachtet hatte, der aber, während ich der Thaler ihrer Wahl zu sein mich rühmte, mehr als ich, nämlich der Mann ihrer Wahl, was man Bräutigam nennt, war. Diesen sah sie noch weit freundlicher an, als mich, flüsterte ihm einige Worte zu, und mein Neben-buhler gab dem Münzmeister für mich einen andern Thaler, und schenkte mich seinem und meinem Engel zum Andenken an diese interessante Stunde. Selten ist wohl ein Rival dem andern dankbarer gewesen, und mit dem Gefühle des Entzückens und dem Schwur ewiger Treue glitt ich hinab in die Seitentafel des Bräuleins. Unbeschreiblich selig, ihr zu gehören, lag ich da unten im dämmernden Dunkel und träumte, als wär' eine spanische Sommermond-nacht, das schönste Idyll.

Beinahe wäre meine Schwärmerei von kurzer Dauer gewesen. Denn wir waren noch gar nicht lange wieder auf der Straße, und meine Donna machte just ihren Zukünftigen mit verführerischer Nührung vor einem Schaufenster auf ein silbernes Dejeuner aufmerksam, welches vortreflich in ihren jungen Hausstand passen würde, so tauchte eine Hand, die mit derjenigen meiner Herrin so viel Aehnlichkeit hatte, wie eine Trappe mit einem Canarienvogel, in meinen Sommernachtstraum her-unter und tappte auf mich zu.

Mit Entsetzen errieth ich, daß ich im Begriff sei, gestohlen zu werden; ausweichen konnte ich nicht und schreien noch weniger.

Zu meinem Glück lehnte ich, dos-à-dos, gegen ein anderes Geschöpf, auf das ich bisher wenig oder gar nicht reflektirt hatte, nämlich eine kleine Scheere, welche, wahrscheinlich erst kurz vor mir, als Nippes-Acquisition, hier einpassirt war.

Dieses niedliche Persönchen hatte sich in acht weiblicher Reugier aus ihrer Papierhülle bereits halb herausgearbeitet, und rettete jetzt mit eben so

weiblicher Contenance mich und offenbar auch sich, indem sie den Diebesgriff, der uns auf gut Glück zugebracht war, mit ihrer emporgerichteten Spitze so malktiös porirte, daß die fremde Hand davonfuhr, wie ein harpunirter Wallfisch, und wegen des Stiches uns im Stiche ließ.

Aus Dankbarkeit schlüpfte ich bei der Geschütterung zu ihr ins Papier, und nunmehr kimperten wir wie alte Bekannte und junge Gespielen zusammen, bis unsere Gebieterin daheim dem Vergnügen ein Ende machte.

Meine Metterin wurde in ein elfenbeinernes Köffchen untergebracht. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Beinahe hätte ich wenigstens ein Andenken von ihr behalten, indem das Seidenpapier, darin sie gesteckt hatte, nun für mich allein bestimmt wurde; ich fing auch bereits an, mich ganz dem wehmüthigen Eindrücke dieser Reliquie hinzugeben. Aber kaum war ich gehörig eingewickelt und meine Besitzerin im Begriff, auf diese meine Emballage die für die Ewigkeit bestimmte Inschrift zu setzen: „heute (d. h. ohne Datum) in unserm Beisein geprägt und mir geschenkt von meinem geliebten Guido“, als der Damenbleistift, der, wie Alle seines Gleichen, nicht eher angab, als bis er dreimal naß gemacht war, in meine zarte Hülle ein so freventliches Loch riß, daß Alles vorbei war.

Ich mußte daher in ein anderes Papier wandern, welches die Motiv-Inschrift anshielt, und dann gerieth ich, wie ein Fürst, der in drei Särgen für die Auferstehung aufbewahrt wird, in ein vormaliges Oblatenschächtelchen, und in diesem in eine Schublade des Nähtisches.

Hier hab' ich sehr lange gelegen. Es war natürlich stoßfester, grabesstill, und ich langweilte mich allgemach über die Nasen. Fast bedauerte ich's, daß ich nicht dazumal gestohlen worden sei; bei dem Spigbuben wäre ich schwerlich so lange vergessen worden, und ein Thaler will denn doch die Welt sehen und sich sehen lassen, zumal ein nagelneuer.

Anfangs kam doch wenigstens noch hin und wieder eine vertraute Freundin, welche des Genusses gewürdigt wurde, die Liebespfänder und Brautstandsattribute, wie ich eines vorstellte, mustern zu dürfen, und dann gelangte ich jedesmal auf längere

oder kürzere Zeit an Licht und Luft, je nachdem die Freundin mehr oder weniger selbst lieber Braut gewesen wäre und demgemäß mehr oder weniger Interesse an meiner Bedeutung fand.

Aber auch diese Intermezzo's hörten auf, und ich hatte volle Zeit zu der Ueberzeugung, daß an Veränderung gar nicht zu denken sei, wenn nicht die brennendste Geldverlegenheit einträte, und daß es doch keine unerträglicheren Leute gebe, als ein glückliches Brautpaar, wenn man nicht selber die eine Hälfte ist.

Selbstverständlich hatte ich in meiner Einsiedelei keine Ahnung und noch weniger Vergnügen davon, daß sie inzwischen Hochzeit machten, auf Reisen gingen und sich wohl sein ließen. Sie kamen wieder und lebten glücklich — ich lag, nach wie vor, gleichsam lebendig begraben.

Wie lange das gedauert habe, mag daraus ungefähr abzunehmen sein, daß ich plötzlich in meine Klösterlichkeit eine seltsame Vokalmusik dringen hörte, von der ich anfangs wirklich nicht wußte, ob sie die stille Verzweiflung meiner Langeweile mindern oder erhöhen werde, falls sie lange anhalten sollte. Und in der That hielt sie, mit geringen Pausen, nunmehr Tag und Nacht an, was für mich in meiner Finsterniß gleich war. Jetzt freilich weiß ich, daß diese Musik die ohrzerreißendste Harmonie und die wohl lautendste Dissonanz ist, welche die Menschen kennen: es war das Geschrei des ersten Kindes!

Hatte mir bisher meine Empfindsamkeit und stille Schwärmerei nichts Besseres als Langeweile eingebracht, so sollte ich nunmehr erfahren, daß Einem wohl Schlimmeres passiren könne.

Eines schönen Tages öffneten sich mit überraschender Hast Nähtisch, Oblatenschachtel und Papier, und vor mir stand die holde Dame, die zuletzt als Jungfrau mich eingepackt hatte, als junge Frau, auf dem Arme einen strammen Buben, der seine pausbäckige Gesundheit dergestalt durch Diskantbrüllen bethätigte, daß die Mama offenbar im seligsten Stadium der Verzweiflung auf mich, als zerstreuten Gespielen und lustigen Rath, verfallen war.

Erst ließ sie, ein Liedchen trällernd, mich in der Sonne ihm etwas vorzüglichern, und ich selbst (war's

alte oder neue Sympathie!) bestrebte mich, ihm durch meinen schönsten Glanz so wundersam zu imponiren, und ihn mit meinem Königsauge so erhaben sanft anzublicken, daß er wirklich nach einigem blinzelnden Widerstreben gegen mein ungewohntes Blendwerk sein Schreien in Schweigen und dieses in Nüchtern verwanbelte, im selbigen Augenblicke aber auch das Begehren an den Tag legte, meiner habhaft zu werden.

Die Dame hätte nicht Mutter sein müssen, wenn sie mich ihm nicht sofort in die Hand gegeben hätte, die zwar wenig größer war als ich, aber so sicher zugriff und so fest hielt, daß ich ihm eben das beste Prognostikon über seine künftige konservative Solidität in Finanzsachen stellen wollte, als ich, zu meiner großen Enttäuschung wahrnehmend, wie höchst gleichgültig ihm mein Silberwerth sei, über die Achsel seiner Trägerin weg auf die Diele flog.

Hätte ich damals schon gewußt, wie weit schmälicher weggeworfen zu werden ein Thaler sich müsse gefallen lassen, als von einem spielenden Kinde, diese Kurzweil hätte mir vielleicht Spaß machen können.

Kaum hatte die Mama mich wieder aufgesehen, als der kleine Verschwenker unter kreischendem Jauchzen mit mir das Bombardement so eifrig fortsetzte, daß binnen Kurzem Amme und Papa zu Hülfen kommen mußten und vollaus zu thun hatten, um mich unter all' den Meubles und aus all' den Winkeln zurückzuholen, wohin der vergnügte Liebling mich zu schleudern beliebte.

Ich meinerseits fing nachgerade an, diese Kolerei für meine Würde, wie für meine Schönheit bedenklich zu finden, als die Lust sich selbst ein Ziel setzte, indem ein verhängnisvoller Wurf mir die Nothwendigkeit auferlegte, mit unabwendbarer Geschwindigkeit durch die Scheibe eines Glasspindes zu fahren und dort der harmlos prangenden Mundtasse des Hausherrn die ihm gewidmete goldene Inschrift spurlos herauszuschlagen.

Mit einiger Schadenfreude vernahm ich, zwischen die Splitter und Scherben rasselnd, die Lamentationen über die vor sich gehende Verwüstung; und nicht ohne Befriedigung hörte ich gleich darauf die erneuerten Diskantausbrüche meines Diskusschützen,

die ich für das Accompagnement gewisser Thätlichkeiten hielt, welche die elterliche Nemesis dem kleinen Unheilstifter angebeihen lasse.

Aber verlasse dich Einer auf die Gerechtigkeit eines glücklichen Vaters und einer beseligten Mutter gegen ihren Erstling!

Wer für schuldig erklärt wurde, war ich. Gegriffen wurde ich und ohne weiteres Verfahren als Arrestant in eine silberne Büchse geworfen, die hinter der ruinirten Tasse stand. Und um den rückfälligen Schreihals, der sich wahrlich nicht um die von ihm herbeigeführte Katastrophe härmte, sondern über die Unterbrechung seiner Wurf-Übungen alterirte, auf andere Gedanken zu bringen, — was geschah?

Während man mich in der Büchse umherrüttelte, daß ich meines Bleibens nicht fand, rief man dem, der an Allem Schuld war, gleichsam zur Genugthuung für ihn und die Tasse zu: „Psui über den garstigen Thaler! Horch! wie er bittet, ihn herauszulassen! Aber wir wollen ihn tüchtig abstrafen und auslachen!“ Und zu dieser meiner Verhöhnung mußte ich selber so lange mitklappern, bis sie's überdrüssig hatten.

Eingesperrt zu sein, war ich gewohnt, auch war ich jedenfalls bequemer und fast anständiger logirt, als zeitlich; aber die mir widerfahrne Behandlung dünkte mir denn doch unbillig und unwürdig. Zum Glück war die Tasse weggeräumt; sonst hätt' ich obendrein noch eine fortwährend quäntelnde Nachbarschaft genießen können.

Als ich nun in meiner Klause wieder ungestört lag, gewann ich freilich philosophischen Muth genug, um mir meine Lage zu versüßen. Ich stellte mich mit der Erwägung zufrieden, daß das Alles wohl nur eine gegen einen unverständigen Jungen nothwendige List gewesen sei, und meine Selbstveröhnung erreichte sogar die Höhe der Ueberzeugung, daß meiner gegenwärtigen Haft kein geringerer Zweck, als die Conservation meines Metallglanzes zum Grunde liege, und daß mithin die Büchse weniger mein Gefängniß, als eine Bewahr-Anstalt meiner Schönheit darstelle.

Zu einem erhabeneren Wahne der Eitelkeit hat sich schwerlich jemals ein Thaler verfliegen, um in tiefere Demüthigung der Enttäuschung zu fallen.

Wie weit schof ich über die Wahrheit hinaus, und doch wie nahe stand ich davor!

Eine Bewahr-Anstalt war die Büchse allerdings, aber — eine Kinder-Bewahr-Anstalt, und nicht sowohl für mich, als für meine Kinder.

Ein Monolog, den die Amme eines Tages ihrem Pflegling vor dem Spinde hielt, enthüllte mir die ganze Widerwärtigkeit und Lächerlichkeit meiner Bestimmung.

Ich befand mich in einer — Sparbüchse und war zum — „Heck-Thaler“ ausersehn! —

Kupfer meint' ich vor Aerger werden zu sollen, als ich das alberne Frauenzimmer dieses eben so unsinnige als unfittliche Wort aussprechen hörte. Als ob wir Thaler nicht geborene Hagestolze wären, die wohl Nachkommen, aber keine Kinder haben! Freilich möchte das Letztere bei uns erspriesslicher sein, als bei den Menschen; denn umgekehrt würde unsere Uebervölkerung das Proletariat abschaffen, statt erzeugen.

Aber unser Cölibat und unsere Kinderlosigkeit ist eine Natur-Einrichtung, weil es bekanntlich keine weiblichen Thaler giebt. Oder hätte etwa die moderne Numismatik dem silbernen Adam, zur Abhülfe eines lang gefühlten Bedürfnisses, in der papiernen Kassen-Anweisung eine Eva begeben wollen? Ich habe in späteren Jahren vielfach mit diesen windigen Wesen vom weniger schönen als schwachen Geschlecht zusammen sein müssen. Von einer solchen Resalliance zwischen Courant und Papier hab' ich niemals gehört und von Familie ist mir nirgends etwas vorgekommen! Wir sind Aristokraten und werden's ewig bleiben!

Ist es also notorisch, daß wir uns nun einmal durchaus nicht durch uns selber vermehren; wie kommen die Menschen dazu, uns dergleichen Spuk und Hererei anzudichten und nachzusagen! Was haben wir damit zu schaffen, wenn sie der Sparsamkeit durch ein abergläubisches Reizmittel aufhelfen oder ihre Freigebigkeit in das Incognito eines Wunders hüllen wollen! Was gehen uns Thaler die Phantastereien der Poeten und Kinderweiber an! —

In diesen und ähnlichen Betrachtungen gerechter Enttäuschung wurde ich durch ein Geräusch und eine

leichte Erschütterung von außen unterbrochen, und gewahrte, wie sich das im Dache meiner Behausung angebrachte felsam gestreckte, mit einer grünen Gardine verbräunte Luft- und Lichtloch ungewöhnlich verfinsterte. Bei schärferem Aufmerken dächte mir, als steige oder kriechte Jemand von oben herein. Schon dachte ich an jene Diebesfinger in der Kleider Tasche und an die Abwesenheit meiner damaligen Ketterin, der kleinen Scheere. Aber im nächsten Augenblicke stürzte der Fremdling kopfüber auf mich herab, rollte mit einem Klirren, das wie: „Hurrah!“ klang, über mich weg und blieb an der Wand der Büchse, schräg aufrecht, vor mir lehnen. In dem nun wieder hergestellten Halbdunkel traf Aug' auf Auge, ein Thaler erkannte den andern!

„Gott mit uns!“ war seine Parole; „Heil Dir im Siegerkranz!“ mein Feldgeschrei. Wo zwei Preußen auf einander stoßen — in Hinter-Asien oder in einer Sparbüchse, gilt gleich — da giebt der Patriotismus Feuer. Meine Freude war unfäglich. Zum ersten Male sah ich einen Landsmann, ja einen Kollegen wieder; zum ersten Mal hatt' ich eine Conversation.

Viel Neues wußt' er freilich nicht; er war ein Sechsenddreißiger und vorgestern geprägt. Sieben und vierzig Stunden hatt' er mit neun und vierzig Seinesgleichen in einer versiegelten Dose zugebracht. Sein ganzes Erlebniß bestand mithin in einer einständigen Circulation, und die war nicht weit her. Mein Hausherr hatte ihn heute in der Bureau-Kasse als Novität mit dem Neujahrsgehalte eingetauscht, der Hausfrau beim Wirthschaftsgelde mit überliefert, und diese hatte ihn sofort in unsere Büchse gesteckt.

Das war Alles. Aber schon sein krystallreiner Glanz war mir eine entzückende Unterhaltung. Von mir wußte ich's nur, daß ich glänzte; an ihm sah ich's. Ich konnte mich nicht satt sehen an ihm, ich spiegelte mich in seiner unversehrten Jugend, wie ein Vater in seinem — —

Wie der Schlag rührte mich das Wort, auf dem ich mich ectappte, ehe ich's zu Ende gedacht hatte. Alle Freude war plötzlich weg; mein Sechsenddreißiger war mir unausföhllich; ich selbst war mir zuwider; alles Sperren und Lügen half nichts!

Es war so! Vater und Sohn! Vater wider Willen und ein Sohn ohne Eltern! Auf der Stelle eingeschmolzen zu werden, wäre mit eine Wohlthat gewesen!

Bald darauf passirte ein Zweiter ein: „Segen des Mansfelder Bergbaus!“ Er war mir verhafter, als einem Kornwucherer der Segen des Feldbaus!

Alles war mir am wohlsten, weil ich da meine „Herren Söhne“ nicht sah!

Der Schönste — will ich nicht sagen, aber der Beste — sollte noch kommen!

„Bon soir, Messieurs!“ war der schnarrnde Gruf eines dritten Ankömmlings, der unversehens durch die Dachlufe zwischen uns niederfuhr, daß unser Kleeblatt weit aus einander prallte; ein alter hemooster Bursch, schwarz, runzlicht, beschabt, und plattleibig, so, was man sagt: unappetitlich!

„Geniren sich wohl anzustreifen?“ näselte er uns an, „sind freilich blühblank und parade-propre, die Herren, und Unseiner ist verräuchert und chifoniet! Das kommt vom Pulvertreiben und von denen fatiguen! Freut mich übrigens, Landsleute von Distinction zu finden, wie ich sehe! Scheinen mich nicht zu kennen? Friedericus Borussiae Rex, s'il vous plait! Sogeannter Sterbe-Thaler!“

Das gab einen wahrhaft electrischen Ruck! Unwillkürlich (denn die preussischen Thaler sind alle militairisch, wie ihre Monarchen) traten wir — ich und meine verwünschten Stief-Jungens — stramm an und legten die Hand, die uns fehlte, an die Dienstmütze, die wir nicht trugen; wogegen Er den dreieckigen Hut, statt dessen er einen Lorbeerkranz führte, eben so ceremoniell küßte; bei diesem dienstmäßigen Salutiren und gegenseitigen Präsentiren, als ob siebenjähriger Krieg und Freiheitskrieg einander vor der Front die Honneurs machten, hatt' ich ganz meine Fatalität vergessen! und als sie mir jetzt wieder einfiel, hatt' ich ein Gefühl, wie der radschlagende Pfau, wenn er seine Pfoten erblickt. Aber gewisse Situationen führen ihr Gegengift bei sich!

Diesem alten Knaben mit Puder und Zopf zu eröffnen, daß und wie so ich wohl oder übel hier

seinen Vater vorstelle, — dem Humor konnt' ich nicht widerstehn. Mein Sechsunddreißiger und Mansfelder sahen aus, wie wenn sie vor'm Krückstock auf der Hut wären; und ich selber war beinahe auf etwas Unliebsames gefaßt.

Aber der Sechsunndachtziger lachte bloß: „Verkehrte Welt! Menschen verrückt! — Dafür kann Er nichts! Stell' Er vor, was Er muß! Er heckt hier vielleicht für den dummen Jungen Mehr aus, als mancher Finanzminister für's Land! Laß Er sich nicht stören! Keine Excusen weiter!“ —

Damit war's abgemacht! Und wie hatt' ich mich verbessert durch diesen Familienzuwachs!

Wer in den nächsten stillen langen Winternächten, wenn's draußen stöberte, oder der kalte Mond von droben herab an unserm Spinde vorbeistreifte, ein rechtes Ohr an die Sparbüchse zu legen verstanden hätte, der würde da drinnen manche Vorlesung gehört haben von alten Kriegs- und Friedenszeiten, die heute schier vergessen oder gar verachtet sind; wir aber lagen, wie Kameraden auf der Feldwacht, um den Alten im Kreise und hörten ihm mit solcher Andacht und Ehrfurcht zu, daß wir oft der Magd einen Herenschuß über den ganzen Leib wünschten, wenn sie in der Morgensträhe mit ihrer staubaussegenden Philisterei unser Collegium störte.

Ich habe seitdem nun an die zwanzig Jahre lang mit Hannoveranern und Braunschweigern, Anhaltinern, Kurhessen und Mecklenburgern, Lippem und Reußern, Schwarzburgern, Sachsen und Waldeckern allerlei bunten und merkwürdigen Verkehr gehabt und Manches erfahren, was ein Thaler dem andern besser vertrauen kann, als ein Mensch dem andern; und es kann wohl kommen, daß ich davon Dieses und Jenes gelegentlich unter die Leute bringe.

Aber die herztäckende, seelenerfrischende Zeit mit dem alten Fritz, wie wir den Sterbe-Thaler kurzweg nannten, ist mir nicht wieder gekommen; und so oft ich ihrer gedenke, ist mir zu Sinn, wie einem alten Staatshämorrhoidar, dem seine Heidelberger Burschenzeit einfällt.

Leider ging sie eben so flüchtig zu Ende, und dabei dünkt es denn auch mir am gerathensten, kurz zu sein.

Unser Herrschaft (wie ja in kleinen Vaterländern die Unterthanen ihr Regenthaus nennen) schien sparsamer geworden zu sein, als da die Sparbüchse gestiftet wurde. Mit Thalern wurden wir weiter nicht inkommodirt. Es ging vielmehr nur noch mit sogenanntem Kleingelde, das der Pöbel sich zu Gulden vergrößert, mit Viergroshenstücken vorwärts. Diese untergeordneten Subjecte durften aber, wie blank sie immer sein mochten, nicht eher mitreden, als bis ihrer Sechß beisammen waren, worauf sie, als fünfter Thaler, eine Collectivstimme erhielten, die dann unter ihnen Reih' um ging.

Von ihnen erfuhren wir nunmehr, daß sie aufgegriffen und beigelegt worden seien, um nachträglich als Prämien für die Milchzähne unseres Junkers zu figuriren. Hiernach standen uns successiv noch ein Paar Collectivstimmen in Aussicht.

So weit kam's aber nicht!

Während wir in loyalster Geduld auf die rückständigen Spiz- und Backenzähne warteten, ja mit fast vasallenhafter Theilnahme uns im Voraus die Zeit ausmalten, wo unser Erbherr „schichten“ werde, wurde im Gegentheil mit uns, wie man zu sagen pflegt, Schicht gemacht.

Eines Tages schüttete der Hausherr die Büchse aus.

Ich meinte, es sei ein Festtag und die Familie wolle mir und meiner Sippschaft die Parade abnehmen.

Es war meine letzte Täuschung in diesem Hause.

Der Hausherr zählte uns einfach aus einer Hand in die andere.

Wir waren vierzehn Stück und machten netto fünf Thaler und sechszehn gute Groschen aus. Das entschied unser Schicksal!

Er steckte uns in die Tasche, trug uns zum Juden und wechselte einen Friedrichsd'or ein.

So sind die Menschen! —

## Haselen.

Von Emilie v. Lewitzka.

### Meines Lebens Blume.

Ob auch Deine Liebe schmücket meines Lebens Blume  
sanft  
Und die Erde rings entzücket meines Lebens Blume  
sanft,  
Ob auch statt der Last der Sünden oder eines herben  
Grams  
Nur ein süßes Leid bedrückt meines Lebens Blume  
sanft,  
Und, nach lichter Höhe strebend, immer ihren reinen  
Kelch  
Dieser eiteln Welt entrückt meines Lebens Blume  
sanft,  
Ja, ob ihren Durst zu stillen an der ew'gen Liebe  
Quell  
Sich in Andacht bebend kücket meines Lebens Blume  
sanft

Und ihr tiefgeheim im Busen, unerklärbar jedem  
Wort,

Manches ruhet, das beglückt meines Lebens Blume  
sanft, —

Dennoch, Höheres begehrend, wird befriedigt nicht  
mein Herz,

Bis der Todesengel pflückt meines Lebens Blume  
sanft.

### Die Perle.

Beil ein unendlich kostbar Gut die Perle,  
Birgt die Natur in tiefer Hüt die Perle,  
Umdroht vom Tode holt der muth'ge Taucher  
Empor vom dunklen Grund der Fluth die Perle.  
So taucht der Schmerz mir auf den Grund der Seele  
Und hängt an's Lug' in sanfter Gluth die Perle.  
Nun ahne, wenn mein Herz Die noch verborgen,  
Wie tief, wie tief darinnen ruht die Perle.



### Der alte Thurm.

Von Carl Kette.

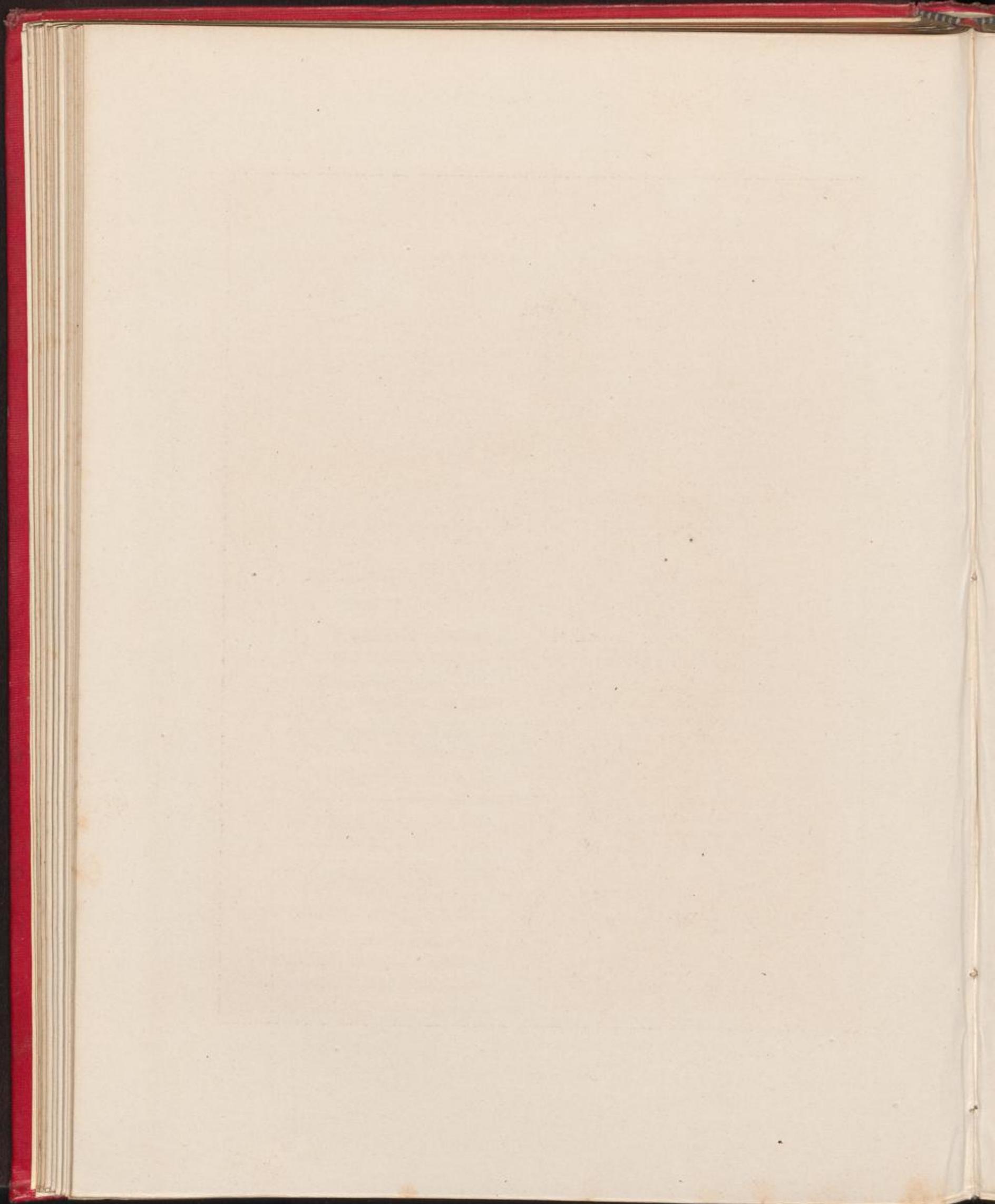
**D**u hast den alten Thurm gesehn,  
In grauer Weidenzeit erbant,  
In Mitten der Ruinen stehn,  
Wie von des Vorgebirges Wahn  
Er ragend in die Ferne schaut.

Ich sah am Abend ihn erglühen,  
Getroffen von der Sonne Strahl,  
Und pfeilschnell pfeifend ihn umziehen,  
Und schwindend vor dem Winde fliehn  
Der schwarzen Schwalben laute Zahl.

Bald schwebend durch der Lüfte Blau,  
Bald schwirrend durch die Felsenklüft,  
Umschwärmten sie den alten Bau  
Und schwenkten um der Sinnen Grau  
In Sauberkreisen durch die Luft.

W. Riefstahl

Ver. Anst. v. Barth & Kramer, Berlin



So sieht der müden Sonne nach  
Und sieht und sinnt ein finst'rer Greis,  
Und was in ihm erstorben lag,  
So Schmerz wie Lust, wird wieder wach  
Und zieht um ihn den Zauberkreis.

Doch als die Nacht die Welt umzog,  
Der Nebel lag im feuchten Thal,  
Bard's still und kühl. Verstummend bog  
Der Schwalbenschwarm zurück und flog  
Zu Nest. Der Thurm stand grau und fahl.

### Schneeglöckchen.

Von Bernhard von Kavel.

Puh! — Welch ein Leben führt man hier!  
Tief sig' ich unter'm Schnee und frier'.

Doch, Ihr da draußen, merkt nur auf!  
Ich komme doch noch 'mal hinauf.

Nur still! Schon prickelt's über mir,  
Schon schimmert Licht in mein Quartier —

Aha! Nur diese Flocke noch,  
Dann brach ich durch den Schnee ein Loch.

Ihr Diener, meine Herr'n, Sie sehn,  
Ich leb' und mir ist nichts geschehn.

Ja, reißt nur Mund und Augen auf  
Und wundert Euch, wie ich kam herauf.

Ihr seht, es ist ein munt'rer Gesell  
Beim ersten Sonnenstrahl zur Stell'.

Und wießt ihn Einer, so hart er kam,  
Auf steht er wie ein Hollundermann.

Mit ist es heut' wie ferner Traum,  
Dass einst ich flog durch weiten Raum;

Als Samenkördchen, als junger Faht  
Bin flog ich leicht von Land zu Land.

Ich überließ den Winden mich  
Und glaubt', sie ließen mich nie im Etich.

Doch einmal fiel ich rettungslos  
Und stecken blieb ich im Erdenloß.

Und, ach, es muß' noch obendrein  
In einem Küchengarten sein.

Nicht zwischen Nelken und Nachtsviol',  
Rein, zwischen Rüben und grünem Kohl.

Und nun kam gar des Winters Schnei'n  
Und Alles schneit' auf mich herein.

Da haben Rüben und Kohl gelacht,  
Schneeglöckchen, riefen sie, gute Nacht!

Ich aber ließ es schneie'n zehn Schuh  
Und dacht', mein'twegen immer zu!

Doch, wie ich litt und wie ich froz,  
Nie dacht' ich, daß ich das Spiel verlor.

Nun drang ich durch die kalte Krust  
Und heb' in's Freie die freie Brust.

Welch Rufen da sich gleich erhebt:  
Schneeglöckchen lebt! Schneeglöckchen lebt!

Denkt Ihr, man wird so leicht geduckt,  
Wenn's Einen winterlich umspukt?

Kohlköpfe, Grzphillster Ihr!  
Ihr seht, ich bin schon wieder hier.

Und keine Rüben, keinen Kohl  
 Seh' ich um mich, da wird mir wohl!

Für die ist nicht die Frühlingszeit,  
 Ich aber seh' im Blüthenkleid.

Ich aber leb' im Frühling nur;  
 Mein Gruß, er trifft zuerst die Flur.

Mein Glöckchen klingt, mit Klang und Duft  
 Erfüll' ich rings die Frühlingsluft.

Mein Glöckchen klingt, mit Duft und Klang  
 Vergnüg' ich mich mein Leben lang.

Mein Leben lang, die kurze Frist, —  
 Dann duck' ich mich — wenn's nöthig ist.

### Sonette.

Von Emilie von Lewitz.

#### Die Thräne quoll.

Die Thräne quoll, mit ihrem Trost mich labend —  
 Und lächelnd hob ich zu des Lichtes Auen  
 Mein Haupt empor, voll Dank und voll Vertrauen,  
 Im Thau der Thränen allen Schmerz begrabend.

Der Du die Blume, deren Haupt gen Abend  
 Gerichtet steht, wo düstre Schatten grauen,  
 Sich wenden lässest, um das Licht zu schauen,  
 Sie nicht umsonst mit ihrem Trieb begabend —

Allgüt'ger, meinem brünstigen Begehren,  
 Dem heißen Trieb, den Du in mir gegründet,  
 Ihm solltest Du die sel'ge Labe wehren?

Nein! Ob auch Stürme wider mich verbündet,  
 Ich schau', indes die Wolken rings sich mehren,  
 Nach Morgen, wo die Sonne mir verkündet.

#### Getrost.

Getrost! Wie nach dem düstern Tag der Leiden  
 Der Traum der Nacht mich lieblich hält umspinnen,  
 So nach dem letzten Untergang der Sonnen  
 Wird sel'ge Dämm'ung sanft mein Haupt umkleiden.

O jedes Sehnen bitter jetzt zu meiden,  
 Und jedes Hoffen gar so schnell zertrömmen —

Der Glaube zeigt gereift mir ihre Wonnen,  
 Mich einst in Ewigkeit daran zu weiden.

Heb' über dieser Erde Leid, da weder  
 Gerechter Grund zu Klagen, noch zu sorgen,  
 Empor Dich denn, mein Haupt, wie das der Geder!

Und lächle heiter mit des Lenzes Morgen,  
 Der eine stille Freude hält in jeder,  
 Auch der geringsten Blume Kelch verborgen.

#### Ende.

Ihr wollt durch Euer zärtliches Gefoße  
 Und Eurer Liebe täglich neues Sinnen  
 Noch einmal für das Leben mich gewinnen —  
 Laßt ab — Ihr ändert nichts an meinem Loofe.

Was frommt der Thau der schon geknickten Rose?  
 Als Thräne mag er von ihr niederrinnen!  
 Umsonst der Frühlingslüfte süßes Ninnen —  
 Bald ruht ihr Kelch zerstreut im Walbesmoose.

Gönnt endlich ihr, nach dieser Zeit Beschwerden  
 Die ungestörte, sel'ge Ruh' zu finden,  
 Ein schattig stilles Plätzchen auf der Erden.

O lächelnd Ende! Wenn die Pulse schwinden,  
 Verklärter und verklärter stets zu werden,  
 Indes die Liebesarme mich umwinden.

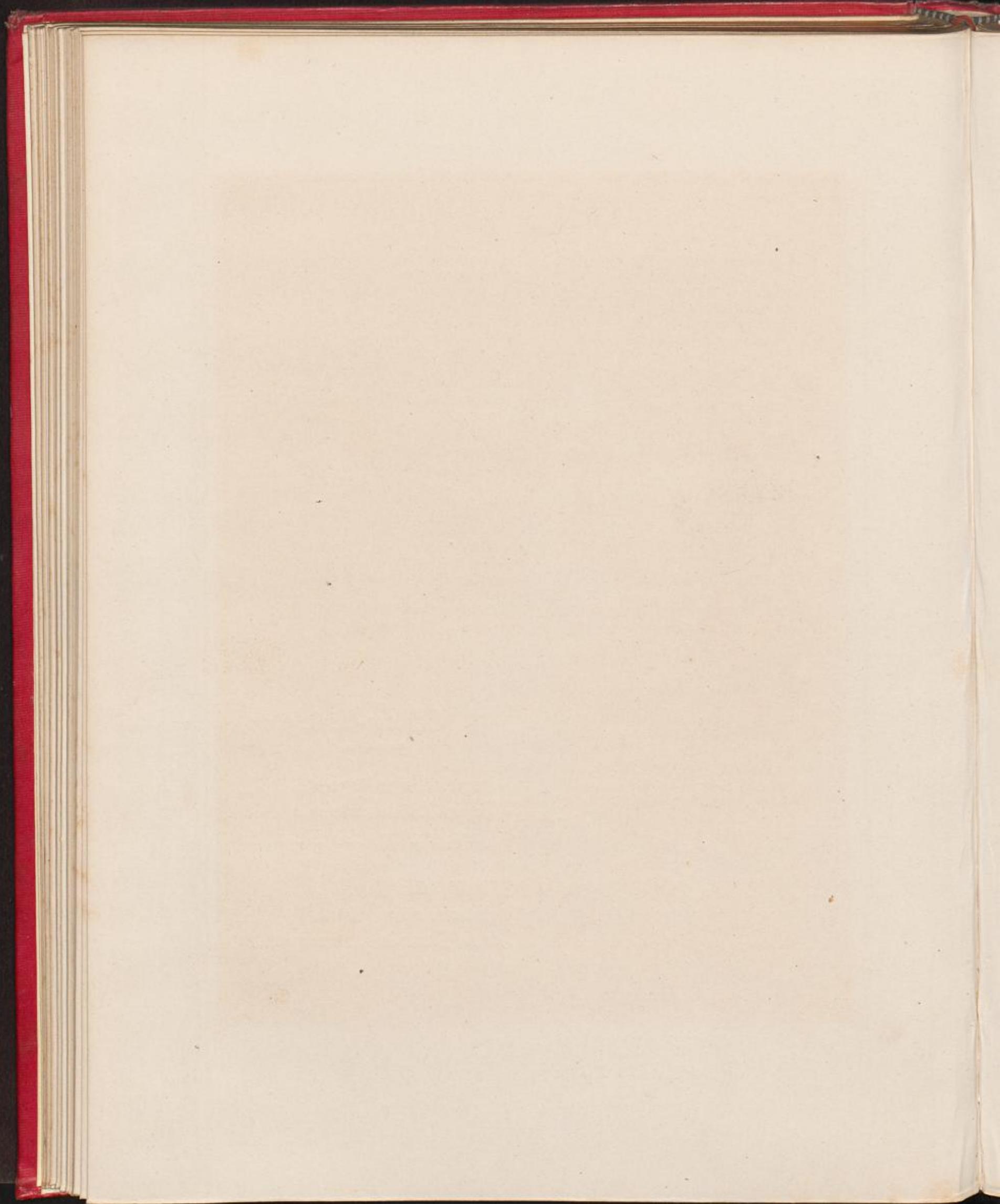


### Walzer-Lied.

Von G. v. Kozel.

**W**enn die Geigen klingen,  
Mich im Takt zu schwingen,  
Etwas Schöneres giebt's nicht auf der  
Welt!

Will mich haben Niemand,  
Bringt mich anders Heiner,  
Nur ein Hausler ist's, der mir gefällt.



Sie sprach's und Walzertöne  
 Trällert hin die Schöne,  
 Aber ich war sicher: sie ist Dein!  
 Und auf dem Neujahrsballe  
 Sollt' in jedem Falle  
 Sie mit Hand und Herz mein eigen sein.

Meine neue Weste  
 Zog ich an zum Feste,  
 Meine Stiefel trugen Spiegellack;  
 Wem ich so erscheine,  
 Dessen Herz ist meine,  
 Doch mein Schönstes war mein blauer Frack!

Und als ich eingetreten,  
 Sie zum Tanz gebeten —  
 Wer beschreibt den Kummer, den ich litt!  
 Sie engagirt schon haben  
 Zwei charmante Knaben,  
 Leut'nant Schulz zuerst, dann Leut'nant Schmidt.

Complimente machend  
 Bleib' ich immer lachend,  
 Man vergönnt mir eine Extratour,

Und die Holde schwingend  
 Und sie fest umschlingend,  
 Wie ich kreisend jetzt von dannen fuhr

Und wo im Sturm wir glühten  
 Rings die Kerzen sprühten  
 Droht Gefahr dem Stand des Rotenpults,  
 Und im Vorüberwehen  
 Tret' ich herb die Fehen  
 Leut'nant Schmidt zuerst, dann Leut'nant Schulz.

In vergnügtem Jagen  
 Immer schneller tragen  
 Uns die Töne wönig hin und her,  
 Bis die Luft vergehet  
 Und sie leise flehet:  
 Ach, entschuld'gen Sie, ich kam nicht mehr!

Ich aber, nicht zufrieden,  
 Mögt', daß nie geschieden  
 Wir zusammen schwebten hoppfasa!  
 Und auf die leise Frage  
 Klang an stillerem Tage  
 Auch an stillerem Ort ein holdes Ja.

## Vom Menschen.

Von W. v. Medel.

Der arme Bub' steht kaum auf seinen Beinen  
 Und kann noch nicht an Vaters Taschen reichen,  
 Da wird er eingepfercht im Hühnerstall  
 Des Lernens und gepfropft und zugefugt.  
 Buchstaben, Ziffern, Noten sitzen schon  
 Wie Plagegeister auf der Mutter Schooß  
 Und schleichen sich, ein koboldartig Volk,  
 In seine Phantasie. Des Sündenfalles  
 Uraltes Märchen wird ihm aufgedrungen,  
 Und Gott der Herr tritt feurig aus dem Busch,  
 Er lernt ihn fürchten, ehe er ihn liebt.  
 Noch schmückt die Amme ihm in Winternächten

Mit Spuk und Fabeln eine fremde Welt,  
 Der Vater hört's und schilt. Die Wunder fliehn,  
 Das Zauberhorn verstummt, der Knabe seufzt  
 Und — schwerbeladen leucht er in die Schule.

Da lösen sich die Pädagogen ab,  
 Zu bau'n und meißern ohne Unterlaß.  
 Im Stundenwechsel wechselt seine Noth,  
 Die Sonne sinkt, wenn seine Freiheit schlägt.  
 Mit lebenden und ausgestorbenen Sprachen,  
 Der Zunge fremd, gleichgültig dem Gemüth,  
 Rabbrechend balgt er sich herum. Mit Gähner

Bernimmt er, wie die Erde sich filtrirte,  
 Mit Widerstreben merkt er sich, wie alt  
 Petavius sie macht. Und ist sie fertig,  
 So kommen Juden, Meder und Assyrer,  
 Es kommen Perser, Griechen, Römer, und  
 Von hundert Völkern soll er Alles wissen,  
 Mehr, als sie damals selber von einander  
 Gewußt. Von allen Ländern hängen Karten  
 Umher, und mit dem Finger muß er's treffen,  
 Wo einstens stand, was längst zerfallen ist,  
 Und wie es ward und wie es heute steht,  
 Jahrhundertweise. Also eingeklemmt  
 Von der Geschichte und der Erdbeschreibung,  
 Wird er geschleppt durch's doppelte Jahrtausend.  
 Ausgraben muß er eine todte Welt  
 Von Babylon und Sodom bis Pompeji,  
 Das ganze Alterthum. Da steigen die  
 Heroen, Götter und Dämonen alle  
 Heraus, wie sie am Ganges, im Olymp,  
 In Memphis und Balhalla einst gehaust.  
 Der niemals wird in seiner Muttersprache  
 Zu einer Strophe sich begeistert fühlen,  
 Muß des Tragöden Meisterwerk zerhacken  
 Und auf des Schäfers Noth Idyllen leiern.  
 Die Werkstatt der Natur wird aufgerissen,  
 Er muß den Blitz und den Orkan ergründen,  
 Die Stoffe sondern, den Krystall erzeugen  
 Und fast das Gräschen wachsen sehn. Er muß  
 Des Himmels Nege um den Erdball spannen,  
 Die Wandelsterne um die Sonnen führen  
 Und auf der Fährte des Kometen sein.  
 Von Plato's Republik bis zu der Lehre  
 Des Macchiavell, was Sokrates schon klar  
 Geahnt und Hegel dunkel hat bewiesen,  
 Von aller Zeiten Irrthum und Erkenntniß  
 Wird eines Bruchstücks Probe seine Mitgift.  
 Mit Göttern und mit Menschen ist er fertig,  
 Mit Erd' und Himmel hat er abgeschlossen;  
 Umsonst! Da wird der Kreis vor ihm geschlagen,  
 Des Dreiecks Winkel will berechnet und  
 Der Kugel Inhalt ausgefunden sein,  
 Am Decimalbruch mit der Periode  
 Erschöpft sich die verzweifelnnde Geduld.  
 Jetzt fliegt der Schule Höllenpforte zu.

Und Er ins Vaterhaus. Unglücklicher!  
 Da steht mit Geige und mit Flöte schon  
 Ein neuer Feiniger; der tritt den Takt  
 Ihm zu des Wohllauts fürchterlichen Räthseln,  
 Und mit zerrissem Ohr entflieht die Stunde.  
 Jetzt hüpfet der Tanzkunst leichtbeschuhter Held  
 Herbei und lehrt ihn stehen, gehn und springen.  
 Den stumpfen Degen zieht der Waffenmeister  
 Und sichtet mit ihm. Am Kletterbaum läßt ihn  
 Der Turner hängen, in das Wasser stößt  
 Ihn der Hallore. Reißzeug und Palette  
 Pakt Architect und Maler vor ihm aus,  
 Und läßt ein Ton sich in der Kehle spüren,  
 So schließt den Tag des Kantors Kirchenstimme.

Zum Tod ermüdet weist er sich auf's Bett;  
 Sein holdester Geselle ist der Schlaf,  
 Der schließt zum Traum die heißen Augenlider  
 Und bringt ihm Einfalt, Spiel und Jugend wieder.

Der Freiheit Klang grüßt endlich sein Er-  
 wachen,  
 An seinem Bette stehn die Muses und  
 Er heißt ihr Sohn. Ein helles Morgenroth  
 Durchflammt die jubelnd ahnungsvolle Seele,  
 Und Ideale, stolz und wunderbar,  
 Ziehn mit Prophetengänge ein und aus.  
 Ein süßer Wahnsinn färbt das neue Leben,  
 Zum Faschingszuge reihen sich die Stunden,  
 Verwandelt ist die Welt und er. Die gestern  
 Noch über ihn mit Zwang und Strenge herrschte,  
 Ist heute ein Philisterrreich, das er  
 Verspottend in die Aht erklärt. Er giebt  
 Sich eigene Gebräuche und Gesetze,  
 Er schließt der Jugend kühnen Bund auf ewig,  
 Und, von der Freude Rausch emporgehoben,  
 Auf gold'nen Wolken ruhen seine Götter.  
 Weit offen liegt der Wissenschaften Halle,  
 Er wandelt stolz die Säulengänge nieder,  
 Und sprudelnd fliegt der Springquell vor ihm auf,  
 Daran er spielend seine Weisheit schöpft.

O schönste Zeit, auf leichten Zauberflügeln  
 Wie schnell und ohne Wiederkehr geschieden;

O holde Täuschung, die im Rosenglanz  
Gekommen und im Wolkengrau verlischt!

Verstreichen ist die sorgenlose Frist,  
Und mahnend pocht der Gläubiger, der nichts  
Erläßt — des Lebens drängender Beruf.  
Da steht der Musensohn, ein bleiches Wesen,  
Zurückgekehrt an der Philisterpforte,  
Und demuthschwere Bangigkeit erfüllt  
Die kaum noch so verweg'ne Brust. Er schlägt,  
Dem Böllner gleichend, still an seinen Busen  
Und betet des Apostels strenge Worte:  
Nur Stückwerk ist das Wissen, und des Ruhms  
Ermangelt Jeder! — Seinen freien Nacken,  
Wie freudig beugt er ihm dem Joch entgegen,  
Wenn er des Jochs nur werth befunden ward.

Da zieht er der Bestimmung Dornenbahnen  
Und dient und strebt und plagt sich, und erträgt,  
Was Menschen möglich, und was Namen hat,  
Und schwitzt und keucht, die Pflichten zu erfüllen,  
Um Gottes nicht, ach! um des — Brodtes Willen,  
Und fastet lange. Immer schlanker streckt,  
Wie das Metall des Goldschmieds seine Kunst,  
Ihn folternd eine Prüfung um die andre,  
Und immer dünner kämmt der Sorge Hand  
Ihm seines Hauptes längst entlocktes Haar.

Und endlich — endlich! Klagen wäre Sünde!  
Wie klein das Amt, wie mager auch die Pfründe,  
Er hat sie doch und darf sich minder grämen,  
Woher er Brodt, womit ein Weib soll nehmen.  
Er ist versorgt und damit abgefunden,  
Dem Staat gehören seine wachen Stunden,  
Die Nacht ist sein. —

Die Ewigkeit des halben  
Jahrhunderts ist auf seine Bahn gesunken,  
Da darf er bei dem Jubelfeste prunken,  
Sein Kreuz bedecken mit dem Kreuz von Gold  
Und ruhig leben — von dem halben Sold.

Er ist ein Greis. An einem Krückenstabe  
Sucht er sich seinen Leichenhügel aus.  
Um was hat er sich abgemüht als Kind,

Als Jüngling und als Mann? Wo liegen sie,  
Die Hoffnungen und Träume jener Jahre?  
Vorangesgangen sind sie ihm — begraben!

Wo tausend Oeffen Wolkenberge spei'n  
Und tausend Wälge Flammenwirbel jagen,  
Wo Tag und Nacht die Hämmer niederschlagen,  
Die Spulen saugend durch den Webstuhl flieh'n,  
Und um das nimmer rastende Gewerk  
Sich Gluth und Fluth mit Riesenkästen wälzt,  
In jener Schöpfung donnernden Bezirken  
Ist das Gebärdhaus des Titanenstiebes,  
Der mit des Scharffsinns und der Kühnheit Hebel  
Der Erde Angeln faßt und mit der Urkraft  
Verweg'nem Zauber an den Himmel tastet,  
Das gold'ne Blies den Göttern zu entwenden.

Und schöpft doch ewig fruchtlos mit dem Sieb  
Der Danaiden. Immerdar entrollt  
Der ausgewälzte Fels in neue Tiefen.  
In ew'gem Wettkampf überbieten sich,  
In immer schwindelndere Höhen steigend,  
Des Thurmbaus eiferfüchtige Genossen,  
Und Keiner faßt des Meisterthumes Kranz.

Wo jene schwerbeladne Wagenburg  
Von fernem Straßen sich zusammendrängt,  
Und aller Meere Flotten, schäbeschwanger,  
Mit stolzem Zug die Rhede furchend nah'n,  
Da wimmelt das Gewühl Merkurs und hält  
Den Markt der Welt. Im Zauberglanze strahlt  
Des Nabobs Thron, der, einst ein Bettelknabe,  
Jetzt Herr von Millionen, königlich  
Das ferne Indien regiert und an  
Des Paradieses Grenzen Heere sendet, —  
Von dessen Golde Fürsten ihre Donner  
Und Völker ihren guten Namen leihen.

Denn Allmacht strömet aus des Reichthums  
Schoofe;  
Und um des Glücks verführerische Bühne  
Drängt sich der Menge unerschöpfter Strudel.

Der Habfucht Auge lauert auf die Waage  
Und misst und rechnet, wie das Jünglein schlage.  
Die ungeduldige Begierde schüttelt  
Der Wagniß Würfel mit vermehrer Hand,  
Sie beut dem Zufall Wetten an und setzt  
Vernichtung gegen trügerische Treffer.

Sie alle lockt der wunderbare Wurf,  
Der — Einem nur aus Tausenden gelingt.

Welch Leben spinnt sich ab in jener Hütte,  
Die dort — die Wand mit Moos, das Dach mit  
Schilf

Geflücht — hinfällig, wie der Greis, dem sie  
Gehört, sich müde an die Linde lehnt!

Romantik suchend, sieht der Maler sie  
Aus der Natur ins Bild, und träumend trägt  
Der Dichter Unschuld, Tugend, Freiheit und  
Zufriedenheit in ihre engen Räume.

Sie ist ein elend Obdach der Entfagung!  
Der Armuth dürre Hände schaukeln hier  
Des Kindes Wiege, und die Sorge trägt  
Den Täufling auf des Lebens erstem Gange.  
Die Zeit ist seine glücklichste, da er  
Halbnackend mit dem Phylax an der Kette  
Die trock'ne Vespertrume sorglos theilt.  
Bald wird er, seinem Loose unterthan,  
Die kleine Hand zum Tagewerke regen  
Und in des Angesichtes Schweiß mit  
Der spröden Erde ringen um die Frucht.  
Bei Saat und Erndte bräunt sich seine Wange,  
Und Pflug und Spaten härten seinen Arm.  
Ihm bringt der Sonnen Auf- und Niedergang  
Nichts als der Arbeit wechselnden Kalender,  
Der Himmel nichts als Wetterlaunen. So  
In der Gewohnheit wandellosem Gleise  
Erbt mit der Hufe sich die Mühe fort;  
Um seinen Hunger, seine Steuern und  
Das nachbarliche Brüllen seiner Kinder

Geht seines Daseins Trachten und Bewegung.  
Gebannt an seine Scholle, die ihn nährt,  
Gehorcht er den Gewichten seiner Stunden,  
Bedürfnis und Nothwendigkeit, und trägt,  
Mit ewig gleichem Pendelschlage rückt  
Die Zeit vorüber an dem Himmelsbogen.

Auf diese ungeschmückte Schwelle tritt  
Kein holder Genius des Menschenlebens,  
Kein Strahl des Schönen zittert auf sie nieder,  
Die Liebe selbst entbehrt der Götterflamme,  
Und spurlos — wie auf ungepflügter Flur  
Des Herbstes Stoppeln in die Furche sinken —  
Verschwinden die vergessenen Geschlechter.  
Sie haben nichts gethan, als sich gesättigt,  
Sie haben nichts gedacht, als ihre Sorge,  
Und nichts gefühlt, als daß sie dagewesen;  
An ihrem Grenzstein endigte die Welt!

Welch ein Geschlecht! Unglücklich, wenn's begehrt,  
Armselig, wenn es nichts begehrt! Geboren  
Zur Sehnsucht und berufen zur Verfassung!  
Und dennoch sonnt sich's in des Daseins Strahle,  
Und hofft den Morgen, wenn der Abend sinkt.

Das Leben steht in eines Jeden Schuld,  
Er fordert anfangs sie mit Ungebuld;  
Bald lehrt ihn die Erfahrung sich bequemen,  
Auf Abschlag auch das Kleinste hinzunehmen;  
Gewohnheit hilft, sich darnach einzurichten,  
Und Weisheit heißt's, auf's Rahnen ganz verzichten!

Ein Glück nur giebt's: des Glückes nicht bedürfen,  
Und das nur, daß du nicht bedarfst, beglückt;  
Der Erde Macht und Ruhm und Gold zu missen  
Genügt ein unverwundetes Gewissen;  
Die höchste aber, nie erzwung'ne, Gunst,  
Selbst frei und allbefreiend, ist — die Kunst!



# Der letzte York.

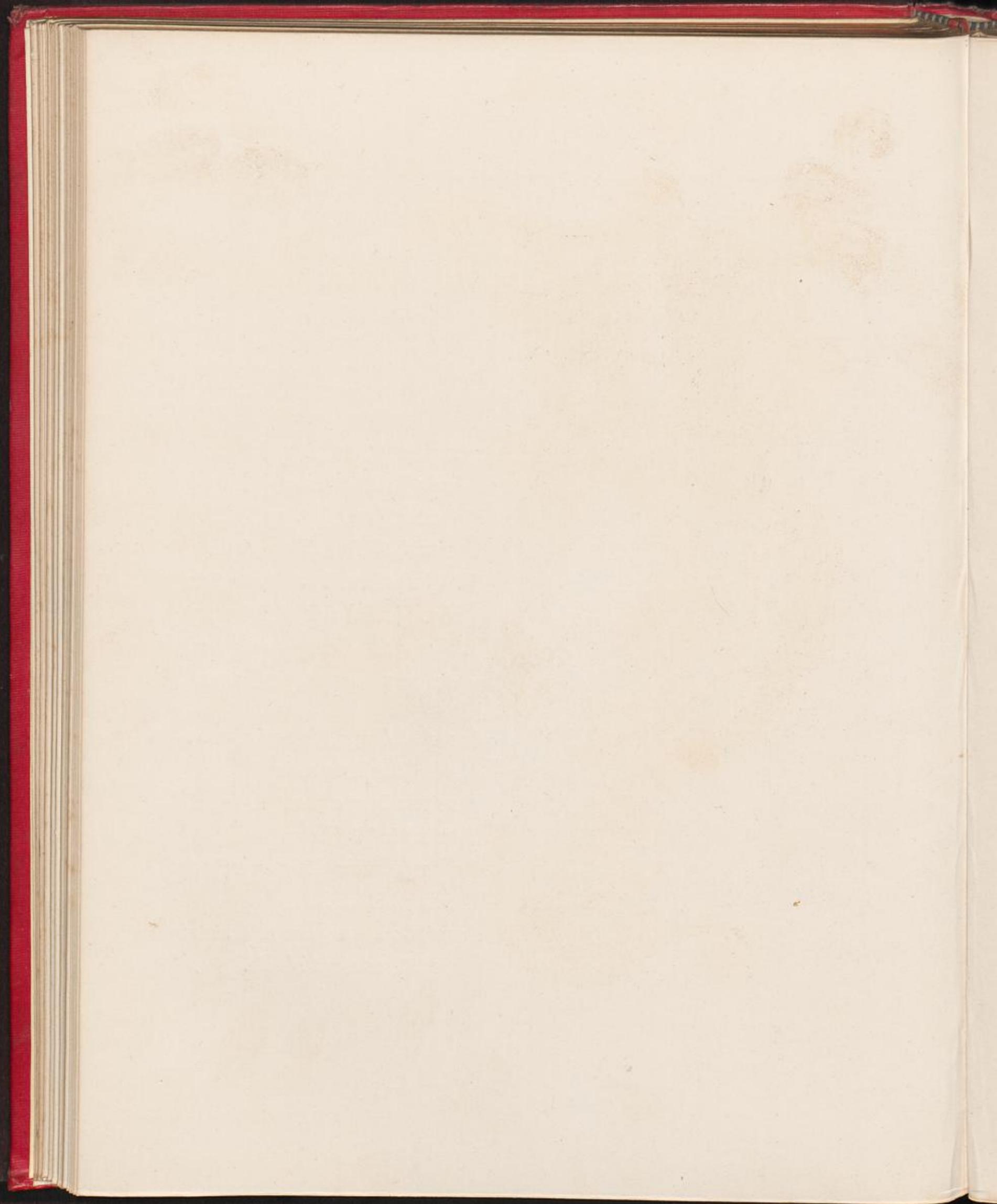
Ballade

von

Theodor Fontane.

ancaster herrscht, der Kampf ist aus, die  
rothe Rose hat gesiegt,  
Die weisse Rose, Blatt um Blatt, auf  
zwanzig blut'gen Feldern liegt;  
Ein Einz'ger nur, des Clarence Sohn,  
dess Herzblut nicht zu Boden floss:  
Im Tower sitzt Graf Edward York,  
des alten Hauses letzter Spross.

Er sitzt im Tower Jahre schon, am sel-  
ben Gitterfenster schier,  
Wo seinen Vater man ertränkt (er wollt'  
es so) in Malvasier;  
Der Junge hat vom Alten her ererbt den  
immer leichten Sinn,  
Er rechnet mit dem Leben nicht, und wie  
es fällt, so nimmt er's hin.



Die Drehbank kürzt ihm seinen Tag, es surrt das  
Rad, es klingt sein Lied,  
Des Morgens ist er arbeitsfroh, des Abends ist er  
arbeitsmüd,  
Er wiest sich auf sein Lager hin, hat festen Schlaf  
und guten Traum,  
Daß er ein Sproß vom Hause York, der letzte  
Sproß, er weiß es kaum.

Es surrt das Rad; da raffelt's drauß' und klickt im  
Schloß, — Flurlicht fällt ein,  
Sieh, der Lancasterkönig selbst, Herr Heinrich Tudor  
tritt herein;  
Er spricht: „Grüß Gott Dich, Better York, nimm die-  
ses Schwert und diesen Helm,  
Und drunten nimm mein bestes Ross — der Perkin  
Warbec ist ein Schelm!

„Der Perkin Warbec ist ein Schelm, die blöde Menge  
läuft ihm zu,  
Das macht, er nennt sich Edward York und läßt  
und prahlet: Er sei Du,  
Der Dieb, er stiehlt mir meinen Schlaf, doch ich  
zerreiß' ihm seine List,  
Komm' mit und sprich zu allem Volk, und zeig',  
daß Du — Du selber bist.“

Sie reiten durch das Tower-Thor, auf Platz und  
Straße wogt es rings;  
Das ist er! raunt die Menge rechts; das ist er!  
raunt die Menge links;  
Er hört es nicht; das Puppenspiel trieb ihm in's  
Antlitz Grimm und Blut,  
Lebendig worden plötzlich ist in ihm das  
alte Königsblut.

Er grüßt nicht rechts, er grüßt nicht links, er starrt  
nur schweigend vor sich hin,  
Graf Edward York, wo blieb Dein Erb', des Va-  
ters immer leichter Sinn?  
Sie reiten still bis Ludgate Hill, der König flüstert:  
„Better hier!“  
Der aber schweigt und murmelt erst am Tower-Thor:  
„Das denk' ich Dir.“ —

Und eh' die Nacht am tiefsten sinkt, sind Bett und  
Kerkerzelle leer,  
Ein Strick, aus Tüchern fest geknüpft, weht weiß im  
Winde hin und her,  
Und eh' des andren Tages Schein noch hell in's  
Gitterfenster fällt,  
Da tritt er schon, Helm auf dem Haupt, in Perkin  
Warbec's flatternd Zelt.

Er spricht: „Du nennst Dich Edward York, und  
Edward York, so nenn' ich mich,  
Wer von uns zwei'n der Rechte sei, beim ewigen  
Gott, das findet sich,  
Doch daß Du meinen Namen stahlst und mit ihm  
würfelst um den Thron,  
Heut dank' ich's Dir aus voller Brust, gegenüber die-  
sem Tudor-Hohn!

„Entgegen ihm! und siegen wir, so trägt Du Eng-  
lands Krone mit!“ —  
Sie zogen aus und stritten gut, doch Heinrich Tu-  
dor besser stritt,  
Er schlug zurück die Stürme all', Graf Edward that  
den letzten Sturm,  
Und eh' die Nacht am tiefsten sank, saß er auf's  
Neu' im Tower-Thurm.

Der Morgen kommt; da raffelt's drauß' und klickt  
im Schloß, Flurlicht fällt ein,  
Sieh, des Lancasterkönigs Freund in rothem Man-  
tel tritt herein,  
Er spricht: „Grüß Gott Dich, Edward York, was  
ich Dir thuen muß, vergieb,  
Doch will ich's thun mit fester Hand und treffen  
Dich auf einen Hieb.“

Sie schreiten durch das Tower-Thor, auf Platz und  
Straße wogt es rings,  
Das ist er, raunt die Menge rechts, das ist er, raunt  
die Menge links,  
Er grüßt nach rechts, er grüßt nach links, er starrt  
nicht länger vor sich hin,  
Graf Edward York hat wieder ganz des Vaters  
immer leichtern Sinn.

Sie schreiten still bis Ludgate Hill, auftrage da das  
Blutgerüst,  
Graf Edward York, zum letzten Mal hat er das  
Crucifix geküßt.

Die Kerzen stiegen himmelan, die Glocken klangen  
dumpf und matt,  
Und roth von Blut zu Boden fiel der weißen Rose  
letztes Blatt.

## König Sieghand's Schwert.

Von Hugo von Stomberg.

Zum Himmel wehte der Hütten Brand,  
Zum Throne die Klage rief:  
Zerschlagen die Wächter, der Feind im Land! —  
Doch König Sieghand schlief.

Er lag und schlief, ein Bild von Stein,  
Die Hand' um des Schwertes Knauf,  
Der Königin Klage, des Volkes Schrei'n,  
Sie weckten ihn nimmer auf.

Am Pfühl, im Schooß ihr schlummerndes Kind,  
Sas König Sieghand's Frau;  
Ihre Klage war wie der Abendwind,  
Ihre Thränen flossen wie Thau.

„Was blieb ich am Leben, was blieb ich nach  
Dem milden gewaltigen Mann!  
Deine Siegeshand, die den Feind zerbrach,  
Wie faßte sie sanft mich an!“

Da trat in die Halle mit Panzerklang  
Der finstern Vasallen Schaar,  
Sie sprachen: „Das Reich ist am Untergang;  
Und der König liegt auf der Bahr.“

Es braucht einen Mann für die schwere Zeit,  
Ein Kind noch ist Dein Sohn!  
Ein And'rer trage des Königs Kleid,  
Ein And'rer trage die Kron'!“

Aufstand die Königin hoch und bleich,  
Ihre Thränen waren verfestet,

Sie sprach: „Kein Mann war jenem gleich,  
Der dort auf der Bahre liegt!“

Es war ein Abend, Ihr wißt ihn gut;  
Da schwurt Ihr auf sein Schwert:  
Wir halten zu Dir und Deinem Blut,  
Kein And'res der Krone werth!

Es war ein Abend, er hatte das Land  
Im Morgenrothe befreit:  
Noch hält er das Schwert in seiner Hand,  
Noch hält er Euren Eid!

Er hielt ihn sterbend, er hält ihn stark  
In den todten Fingern noch fest:  
Geht hin, und probet an seinem Sarg,  
Ob er Euren Schwur Euch läßt!“

Die Männer schwiegen, sie wagten der Frau  
In's Auge nicht zu seh'n:  
Doch wie sie standen und schwiegen, o schau,  
Was war am Satze gescheh'n?

König Sieghand's Knabe war erwacht,  
Er lief von der Mutter fort:  
Er nahm aus den Händen das Schwert so sacht  
Dem todten Vater dort.

Der trug er lächelnd die werthe Last  
In den kleinen Händen schwer:  
Die Männer standen von Staunen erfaßt,  
Die Königin weinte seht.

Da sprach der graue Aeinbiörn,  
Der älteste von der Schaar:  
„Es sendet uns unsern neuen Herrn  
Der todte Herr fürwahr! —

Er mahnt uns an unsern theuren Eid  
Durch diesen Boten mild:  
Wir bleiben treu in der schweren Zeit,  
Wir heben sein Kind auf's Schild!“

Und als das Wort von der Lippe floss,  
Da sagte nicht Einer Nein!  
Da knieten sie nieder dem Sieghandsproß:  
„Du sollst unser König sein!“

„Und Du Frau Königin steig' auf's Pferd,  
Gieb uns'rem König Geleit!  
Mit uns der Himmel und Sieghand's Schwert,  
Und über uns unser Eid!“

— Sie zogen aus, die Banner im Wind,  
Die Herrin auf weißem Pferd:  
Sie hielt im Arm König Sieghand's Kind  
Und König Sieghand's Schwert.

Zerschlagen und keuchend der Feinde Drang  
Die blutende Wählstatt ließ;  
Die Stalben sangen den Siegesgesang:  
— König Sieghand, der schlief süß.

## Gruss aus Sorrent.

Von Bernhard vonovel.

Sei mir gegrüßt und theile meine Fröhllichkeit,  
Wenn dieses Blatt Dein Auge trifft.  
Fern aus Sorrento grüß' ich Dich! Blick' her, —  
ich seh'  
Auf einem Fels der schatt'gen Bucht,  
Die schönste Villa dieses Golfes schmückt sein Haupt,  
Die Villa Nardi, mein Asyl.  
Doch unterhalb des Hauses ragt ein Felscoloss  
Vorpringend in den Golf hinein;  
Dort liegt in Trümmern ein Castell; draus zielten einst  
Franzosen ihr Kanonenfeu'r  
Auf britt'sche Schiffe. Häufig steig' ich dort hinab,  
Beschau' das Land, belausch' das Meer,  
Und um die Bette mit melodischem Fluthgeschwäg  
Erfinn' ich flüssige Lieder dort.  
Nur je zuweilen blick' ich auf den farb'gen Golf,  
Besuw, Neapel, Cap Nisun,  
Und neben mir Sorrento's Klöster, sechs bis acht —  
Landschaften, weiß ich, liebst Du nicht.  
Drum sieh', was in der Nähe wunderbar mich reizt;  
Doch muß ich schnell in der Vastei  
Schießscharten einer mich verstecken. Könntest Du  
Mit mir Dich werfen hier hinein!

Doch thätest Du's mit Deinem sauberen Handschuh  
nicht,  
Nicht mit dem Rock der Residenz;  
Denn wuchernd deckt die morschen Steine Kraut an  
Kraut,  
Schlingpflanzen winden sich, sogar  
Eidechsen huschen zügelnd durch das Dornesträup;  
Ich aber werfe grade mich  
In diesen schönen, malerischen Wust hinein.  
Hier lieg' ich, wo Kanonen sonst  
Gesprüht, — Du glaubst, ich suche hier ein feind-  
lich Ziel  
Für meines Liebes Geschos, — doch nein!  
Nicht auf die Flotte, die im Golfe tändelnd kreuzt,  
Nicht ziel' ich auf die Klöster dort,  
(Die lept'ren, weißt Du, alle schöff' ich gern sie ein,  
Doch laß' ich stehn sie, Dir zu Lieb')  
Nein, sanft'ren Fluges gleite mein Gesang zum Strand  
Hinab und gelte weiblichen,  
Schneeweissen Schultern, die ich eben dort entdeckt,  
Wo Bell' und Bucht zur Badelust  
Hinlockten eine Schöne, jung und nymphengleich.  
Noch sitzt sie auf dem dunklen Stein

In weißes Linnen hüllte noch die Dienerin  
Der Herrin liebliche Lichtgestalt.  
Sie hebt das Haupt, das schöne Haupt erst träu-  
metisch,  
Dann beugt sie's nieder auf die Fluth  
Und sieht darin ihr lächelnd Bild und gönnt ihr nun  
Den ersten leisen Kuß am Fuß.

Aufrollt sich mir in holdem Traum die alte Zeit,  
Wo sel'ge Nymphen hier gelacht,  
Wo selbst olympische Götterfrauen dieser Strand  
Einlub zum Bad und heit'ren Scherz.

Nun tauscht's, die Nymphe glitt hinein, es hält die Fluth  
Umfangen sie und sie die Fluth.  
Dein denk' ich, Freund, und jenes reizenden Märchens  
auch,

Das Du erzähltest, Fortunat,  
Wo jung und schön ein Feenkind im Bad erscheint,  
Im Morgenbad, im Silbersee.  
Doch naht auf magerem Spinnensfuß ein Ungeheu'r  
(Ein Dämon hat's erzeugt — Kultur),  
Mißgünstig droht's mit heißem Ruf — da flieht  
das Kind.

Hier aber leben die Menschen frei  
In holder Unverdorbenheit: Tritonen nahn,  
Nicht flieht vor ihnen die Liebliche:  
Zwei braune Knaben biegen plätschernd um den Fels,  
Hoch schwingt ihr Arm das Ruchelhorn,  
Sie treiben hallende Töne d'raus von Bucht zu Bucht  
Und klimmen dann auf einen Stein

Und ruhn — indes der Wasserliebe Reiz sich hier  
Anmuthig auf den Wellen wiegt.  
Nun aber steigt sie aus der Fluth gemach — so stieg  
Aus diesem Meer an diesen Strand  
Die schaumgeborene Göttin Aphrodite selbst,  
Des Wasservolkes Jubel scholl,  
Austauchte fern das Haupt Neptuns, der neidisch sah,  
Wie Bacchus sie zuerst umsing.  
Sie aber zog in ihre heiteren Tempel ein  
Und Sonne strahlte die Welt! — Doch sieh,  
Mich trug der Traum in ferne Fabelzeit; mir sagt  
Der Platz, an dem ich träumte, selbst,  
Daß längst zerstoß die Märchenlust und daß der  
Mensch

Schießpulver längst erfand. Doch Eins  
Noch wag' ich in moderner Zeit: die Scharte steht  
Voll wilder Rosen, — eine soll  
Hinunter fliegen, wo das fluthgetränkte Haar  
Sie jezo kämmt. Die Rose fiel —  
Sie aber hebt sie auf vom Strand, — nicht weiß  
ich, ob

Den kühnen Werfer sie entdeckt,  
Doch als ich drauf im Garten bald sie wiedertraf,  
Gab meinen Gruß sie frei zurück.

So siehst Du's hier, wo unverkümmert noch Natur  
Zuflucht in Grott' und Gärten fand,  
Wo frei in dunklen Lauben Lieb' und Leben lacht,  
Wo endlich freier athmet, wer  
Herpilgern durst' aus kaltem Nord und fröhlich hier'  
Luftwandelt im Drangenhain.

## Frühlingsgärtchen.

Von Emilie von Leviska.

Sternchen flimmern, Röschen leuchten  
O wie wunderlieblich klar!  
Und das ganze Gärtchen scheint  
Gold'ig mir in diesem Jahr.

Ist der Frühling diesmal schöner?  
Oder nur die Blumen hier,  
Und die kleinen Gottessterne? —  
O Geliebter, sag' es mir!

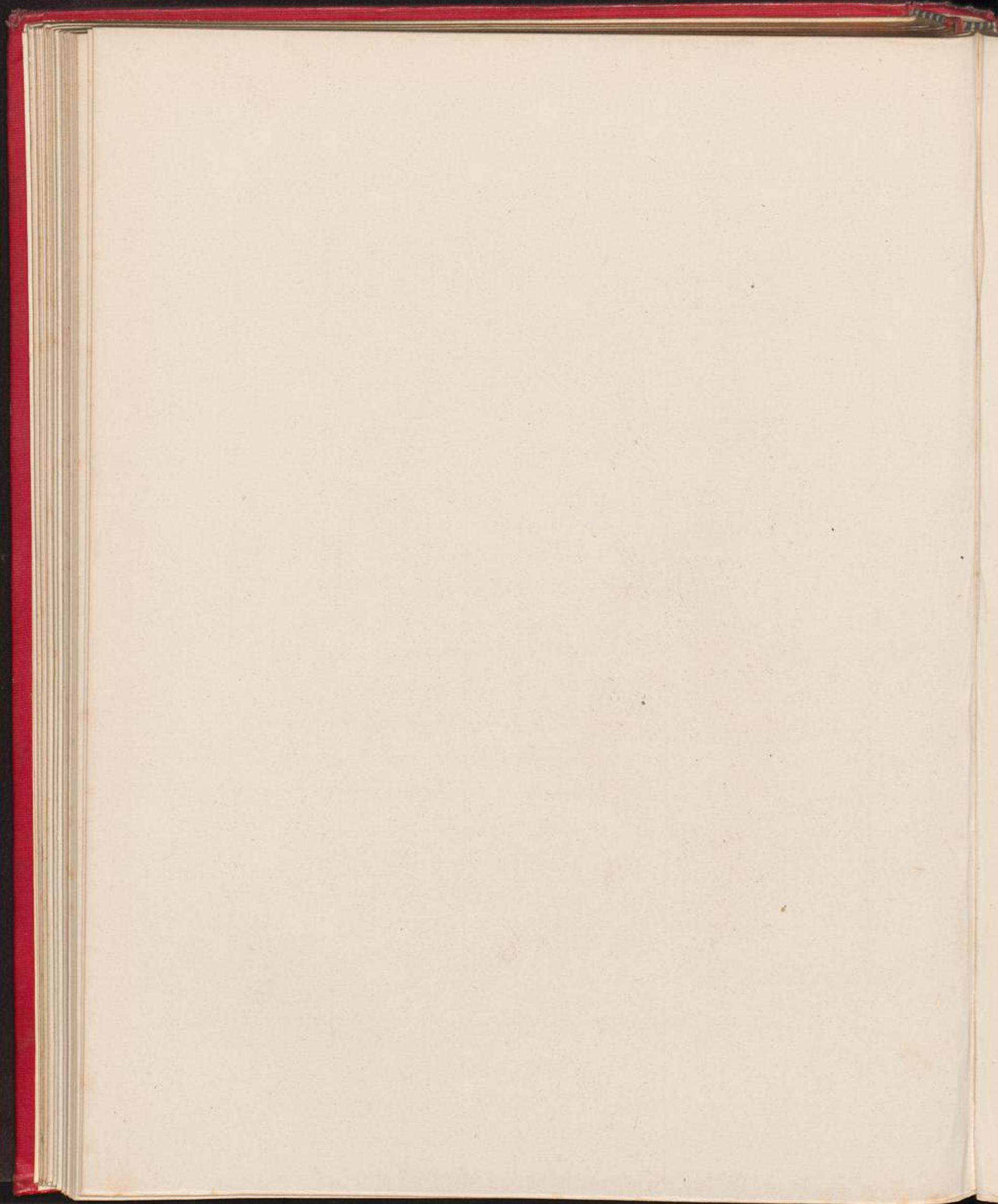


## Thorwaldsen's God.

Von Chr. Fr. Scherenberg.

an der Sandstadt vor den Brettern,  
So die Welt bedenten, saßen  
Zwei Freunde, zwei Meister:  
Gehleuschläger und Thorwaldsen.

Allgemach satt aller Schaulust,  
Lehnte Island's alter Sohn sein  
Sinkend Haupt an Freundes Schulter;  
Doch der Freund, ob lang' gewohnt auch,  
Ehrenbürd' und Last zu tragen,  
Trug zu schwer doch an dem Haupte,  
(Schwer von Lorbeer und von Jahren)  
Dieses müden Löwen Haupt.



Ueberlastet schaut dem Freund' er  
In das breitgestirnte Antlitz,  
Das der Locken Silberwelle  
Leicht umfloß, und mit dem Auge  
Frug er still die Frage: „Schläfst Du?“  
Stumm die Frage, stumm die Antwort:  
„Ja, ich schlafe!“

Und der Wächter  
Nichtet über des Entschlafnen  
Haupt' seinen Arm auf, hoch wie  
Eine Säule, und gebiet'rißch  
In das bunte Spiel des Lebens  
Ruft er: „Still, Thorwaldsen stirbt!“

Jeder hört's. Und stille wird es  
Auf der Bühne, unter'm Volke;  
Still, als wollte man erlauschen  
Jenen leisen Flug der Seele,  
Oder schau'n voll stummer Andacht  
In den Untergang des Sterns.  
Und es spricht der Sänger durch das  
Schweigen, klanglos, eine Glocke,  
Die gesprungen: „Er ist todt!“

„Todt, Thorwaldsen!“ hallt es wieder  
Durch das Haus von allen Ecken,  
Die sich husen durch die Ränge;  
Schwer hernieder rollt der Vorhang.

Aus verstummtem Musentempel  
Wandernd geht die große Klage  
Durch die Gassen, aus der Stadt hin  
Durch das Land, in alle Lande,  
Wo dem ernsten Leben noch der  
Künste heit're Götter lächeln.  
Und die Jünger von der Werkstatt,  
Darin befeelt wird Erz und Marmor,  
Legen aus den Händen nieder  
Hammer, Meißel, all' ihr Werkzeug,  
Stehen feiernd, laut- und reglos.  
Aber nach der stillen Weihe  
Treten enger sie zusammen,  
Wie um Gräber lieber Todten,  
Um ein Stück von seinem Leben.  
Und ein Jeder aus dem Kreise  
Wirft auf's Grab ihm, schmerz-beredet,  
Eine Blume der Grinnung.  
Immer reicher schmückt die Liebe  
Bis es blühet sagedüftig,  
Wie die Gräber der Heroen,  
Bis Begeisterung wird die Trauer,  
Und, nacheisend ihm, der Jünger,  
Strahlend seines Gottes voll,  
Wieder greift zu seinem Meißel,  
Wieder greift den Hammer, klingend  
Frisk zu schlagen neues Leben  
Aus dem Tode seines Meisters.

## Soldatentraum.

(1848.)

Von Bernhard von Lenzel.

Die Zeit ist schwer, der Himmel grau,  
Ich lieg' im Feldquartier,  
Da trägt mich lieblich, holde Frau,  
Der heitre Traum zu Dir.

Das Giland taucht am Horizont  
Aus blauem Bluthgebräus,  
Wo schimmernd auf dem Berg sich sonnt  
Die Stadt mit Deinem Haus.

Ich fliege schnell den Berg hinauf  
Und trete bei Dir ein —  
Da bist Du, nimm den Wandrer auf,  
Wie einst im Frühlingschein.

Du bist, wie sonst, so jugendfrisk  
So lust- und lieb'entfacht,  
Um Deine Lippen ein Gemisch  
Von tausend Reizen lacht.

In Deinen Räumen, hier und dort,  
Schafft noch Dein heit'rer Sinn,  
Es zeugt geschmückt ein jeder Ort  
Von seiner Hüterin.

Du füllst, wie sonst, in Fröhlichkeit  
Mit gold'nem Wein mein Glas,  
Indeß ich sitz' an Deiner Seit',  
Wie ich im Lenze saß.

An Deiner Schulter lehnt mein Haupt  
Sorglos, wie nie zuvor,  
Der laute Sturm, der draußen schnaubt,  
Hier trifft er nicht mein Ohr.

Ich schwinge das Glas in frohem Drang  
Und rufe: Wir allein,

Wenn Alles trifft der Untergang,  
Wir werden glücklich sein.

Da tönt ein Horn von fernem Strand,  
Sein Ruf ist ernst und groß,  
Du hältst mich fest mit lieber Hand, —  
Ich aber winde mich los.

Die Zeit ist schwer, der Himmel grau,  
Ich lieg' im Feldquartier,  
Die Waffen triefen im Morgenthau  
Und winken funkelnd mir.

In den Mantel gehüllt, auf meiner Streu,  
Küss' ich Dein blondes Haar —  
Gent' ford're nicht sein Glück auf's Neu',  
Wer froh im Lenze war.

## Die Einsamen.

Novelle von Paul Heyse.

Mehrere Tage lang hatten heftige Südstürme das Meer erschüttert, auf dem hohen Felsenufer Sorrents mit Frühlingungestüm den Saft in den Feigenbäumen aufgerüttelt und den Boden mit fruchtbaren Regenschauern gepflegt. Manche wollten ein gährendes Murren im Innern des Besuv vernommen haben und weissagten einen nahen Ausbruch. Auch schienen öfters die Häuser bis in die Grundfesten zu wanken, und Nachts hörte man ein drohendes Klirren der Geräthe, die im Schrank nahe bei einander standen. Als aber am letzten April die Sonne endlich über den Aufruhr Herr wurde, standen die kleinen Städte auf der Ebene von Sorrent unverfehrt zwischen ihren Wein- und Drangengärten, der Felsengrund hatte sich nicht aufgethan, sie zu verschlingen, und dem tosenden Meer war das Ufer dennoch zu hoch gewesen, um hinaufbrandend Alles, was Menschen seit Jahrhunderten gepflanzt, in die Tiefe zu reißen.

Am Nachmittage dieses letzten April, der zugleich ein Sonntag war, verließ ein deutscher Poet — sein Name thut nichts zur Sache — das Haus, in dem er sehr wider seine Neigung durch den Sturm war gefangen gehalten worden. Tagelang hatte er vom Fenster aus über das Meer gestarrt, den Mantel um die Kniee geschlagen, denn der Steinboden seines Zimmers hauchte eine empfindliche Kälte aus, den Hut auf dem Kopf, ein Glas Wein nach dem andern hinabschlürfend, ohne ein Wärmegefühl in sich erwecken zu können. Der kleine Büchervorrath, der ihn auf der Reise begleitete, war in Neapel zurückgeblieben und im Hause seines Wirths außer dem Kalender und einem Reßbuch kein gedrucktes Blatt aufzutreiben. Wie oft hatte er sich vermess'n, daß ihn in der Einsamkeit Langeweile nie anwandeln solle. Aber so viel und sehnfüchtig er die Muse zur Gesellschaft heransuchte, der Wind verschlang seinen Ruf und die Kälte erstückte endlich

jeglichen Keim eines andern Wunsches, als des einen, die Sonne wiederzusehn.

Sie war denn auch gekommen und er hatte die Hälfte dieses gesegneten Tages redlich damit verbracht, auf dem Altan sitzend sie sich auf die Haut scheinen zu lassen. Und als er vollends nach Tische den Bergweg hinaufflieg, wurden alle erstarrten Gefühle in ihm mit Macht wieder lebendig. So groß, so golden und gewaltig hatte er die siegreiche Frühlingssonne nie gesehn, so erfrischend war ihm der Hauch des Meeres nie ins Mark gedrungen. Diese Blätter da an den Feigenbäumen, in Einer Nacht sind sie fingerlang hervorgeschossen. Die Büsche dort hat die Sonne eines halben Tages in weiße Blüthen gebracht. Und wo nur das Auge, vom Duft gelockt, sich näher an den Boden heftet, dunkeln ihm unabsehbliche Weidenbeete entgegen. Die Luft wimmelt von Schmetterlingen, die nicht älter sind, als dieser Tag; alle Pfade und Stege von Menschen zu Fuß oder im tausenden Gefährt belebt. Dazu Glockensimmen der Kirchen und Kapellen auf vier Stunden Wegs, Zauchzen der Bursche, die bergan zogen, um ein Kirchenfest in Sant' Agata, einem Dorf auf dem Grat des Berges, mitzufeiern, und langgezogene Mitornelle der Weiber, die Hand in Hand zur Besper wandelten, oder auf den sonnigen Dächern stehend ins Meer hinausblickten.

Je weiter der Deutsche, einer mäßig ansteigenden Straße folgend, sich dem Feiertagsjubel entzog, desto mehr beklemmte es ihm das Herz, daß er den Dank für die Hülle der Wunder, die auf ihn einbrang, mit Nichts zu erwidern vermochte. Am liebsten hätte er dort auf dem Felsen stehend in die weite Landschaft hinausgefungen, ein Lied ohne Worte, einen bloßen Wiederhall aller Frühlingsstimmen um ihn her. Aber er hatte einigen Grund, seiner Stimme zu mißtrauen, daß sie eine würdige Heroldin seines Gefühls sein würde. Wie neidisch dachte er an jenen Tenor zurück, der in Rom ihn manchen Abend entzückt hatte! Mit dieser Stimme hier die Weite auszufüllen! Wie armselig, stumm wie ein Dieb, klanglos wie der Stoß in seiner Hand kam er sich vor, als er durch alle singende und klingende Sonne der Natur hindurchschritt.

Was rühmen sie die Poesie als die höchste Kunst? tief er zornig aus. Kann sie eine Brust von der Uebermacht eines solchen Eindrucks befreien? Ruft mir die Größten her, die jemals über melodische Worte zu gebieten hatten, ob sie nicht dem Unermeßlichen gegenüber verstummen gleich mir armen Nachgeborenen. Womit wollen sie Licht und Aether und Meer und die Düste, die aus jenem Orangenhain heraufwehen, nur von ferne würdig verherrlichen? Sogar der verachtetste unter Allen, die sich einer Muse rühmen, ein Wicht von einem Tänzer könnt' es ihnen hier zuvorthun. Kann er nicht das Streben in den Himmel hinauf, ins All hinein, wenigstens mit Zeichen und Geberden andeuten, mit seiner ganzen Person und vom Wirbel bis zur Zehe seine Trunkenheit ausströmen? Und nun ein Maler vollends! der Dämmste von ihnen, wenn er nur gelehrt hat, die Linie des Berges dort und das Kloster am äußersten Rande, dahinter den Wald, die Grenze des Meeres, im Vordergrunde den frisch vom Winde geknickten Baum auf ein Blatt zu bringen — selig muß er sein und selig machen! Und wenn er ein Meister ist und die zitternde Helle über der gelben Bergwand in Farben wiederstrahlen kann, dort in der Tiefe die See, die noch immer wühlt und die Wellen wirft, wie silberne Fäden eines Gewandes, den Duft drüben am Bewußt, die weißen Glockenthürme zwischen dem jungen Laub der Kastanien — ich könnt' ihn umbringen vor Neid, den Glücklichen!

In dieser seltsam aufgeregten Verfassung setzte er sich auf einen Stein am Wege nieder und starrte um sich her. Und verrathen wir es nur, er hatte es halb und halb verdient, daß ihm durch die Erkenntniß seiner Unzulänglichkeit die reine Stimmung verstädtet wurde. Er war mit der festen trotzigen Ueberzeugung ausgegangen, draußen der langentbehrten Muse zu begegnen. Ein Heft Papier hatte er zu sich gesteckt und hinter jedem Felsenvorsprung, jeder Wald- oder Gartenecke rechnete er gespannt darauf, eines jener allerliebsten Genien ansichtig zu werden, die in der Kunstsprache „Motive“ heißen. Der thörichte Wunsch besetzte ihn, wo Alles im Werden war, auch von seinem geringen Dasein irgend ein Zeugniß abzulegen. Wer mag ihn darum

verdammen? Wer hat es nicht an sich selbst erfahren, daß ihn das große Werk der sich erneuenden Natur in eine Spannung versetzt, in der er die unerhörtesten Dinge wirken und wagen möchte, in eine ziellose Unruhe, irgend etwas zu gestalten und nicht der einzig Unthätige und Erstorbene zu sein, während Alles Blüthen treibt? Schade nur, daß dieser unbehagliche Drang meist statt irgend einer That Geschöpfung und Verzicht zur Folge zu haben pflegt.

Und so hatte denn auch unser Freund bald verzichtet, ohne darum die Mißgunst auf andere Sterbliche los zu werden, die, wie er meinte, besser daran seien, als er. Nun kommen sie aus ihren Löchern hervor, murmelte er ingrimmig, und machen das Land unsicher mit Rappen und Schirmen und Feldstühlen und setzen sich an den gedeckten Tisch der Mutter Natur. Sie brauchen nur zuzugreifen, so haben sie alle Hände voll. Und wenn sich ihre Sinne satt geschwelgt haben, tragen sie wie ein Gastgeschenk vom Fest, wie den Becher, aus dem sie getrunken haben, ihre Studien und Skizzen heim, die ihnen die Erinnerung und Stimmung erneuen, so oft sie danach Verlangen tragen. Sie haben wohl Recht, in den Sünden zu pilgern; für sie ist hier offene Tafel. Aber wie? aber ich? Haben mich schadenfrohe Götter hieher gelockt, um mich recht tief zu demüthigen? War's nicht schon genug, daß ich in Rom all meine Verse auf die Proscatanerin verbrannte, als ich ihr Bild auf der Ausstellung gesehen? Was wäre der ganze Petrarke gegen eine Leinwand, auf der ein Tizian das Bild von Madonna Laura festgehalten hätte? Als man noch nicht malen konnte, da war die rechte Zeit zum Dichten. Denn was ist das Dichten anders, als ein ewig wiederholtes Bekenntniß, daß Worte arme Schwächer sind, die nicht den Saum am Gewande der Mutter Natur zu fassen vermögen? Im Norden, wo keine Farben und keine Formen sind, da mag sich Poesie die Königin dünken. Eine Bettlerin ist sie hier!

Während dieses frevelhaften Selbstgesprächs hatte er unverwandt auf das Meer geblickt, das sich mit jeder Viertelstunde tiefer färbte und nur mit langen helleren Streifen glänzend durchschossen blieb. Es

sah dem fieberhaften Thoren nicht ein, daß auch ein Maler hier verzweifelt seine Pinsel weggeworfen hätte. Denn ein großer Theil des unsäglichen Reizes lag eben im Wechsel und Spiel der Töne, in dem lebendigen Wandel der Elemente. Sollen wir gar die andern überspannten Anklagen entkräften, die der Verblendete gegen seine Göttin schleuderte? Aber wir wissen ja, mit wem wir es zu thun haben, mit einem von jenem „reizbaren Geschlecht“, dem das Wort nur darum verbleiben zu sein scheint, um sich selber damit ewig zu widersprechen. Und vielleicht erleben wir es, daß er noch am Abend dieses Tages die Zerknirschung, in der er sich viele Meilen weg wünschte, feierlich abbüßt und mit dem heiligen Lucas selbst den Tausch nicht eingehen würde.

Was aber dort zur Linken den Weg heraufkommt, ist freilich nicht dazu angethan, seine Desperation zu dämpfen; vielmehr schlägt sie erst recht in helle Flammen auf. Nur den Umriß! wüthete er vor sich hin, ein paar Duzend Linien nur! Wie sie auf dem Geselchen einhertrabt, das eine Bein über dem Rücken des Thiers, flach und sicher ruhend, das andere mit der Spitze des Fußes fast den Boden streifend; und den rechten Ellenbogen auf das ruhende Knie niedergestützt, die Hand leicht unter dem Kinn, mit der Halskette spielend, das Gesicht hinausgewendet nach dem Meer; welche Last schwarzer Flechten im Nacken! es leuchtet roth darin; ein Korallenschmuck? Nein, frische Granatblüthen. Der Wind spielt mit dem lose umgeknüpften Tuch; wie dunkel brennt die Wange, und das Auge, wie viel dunkler! Könn' ich nun zu ihr treten und sie bitten, eine halbe Stunde still zu halten, ganz so wie sie da ist, und trüge nur einen schwachen Schatteneiß dieser herrlichen Figur davon, für ewig wär's ein Besitz zum Vereiden. Statt dessen, wenn ich leer zu Menschen zurückkomme und es ihnen sagen will, wie schön das war, werde ich hören müssen: Wer das gemalt hätte! — Nein, und es ist doch nicht festzuhalten, diese Anmuth des Ruhens und Bewegens, die reife Jugendfülle, die stattlichen Bäume, auf und ab nickend, wie das Thier Schritt für Schritt sich bewegt, und zu der königlichen Würde der Gestalt das Hüßchen, das kindlich hin und her

baumelt — kommt her, ihr Pinsel alle, und zaubert mir's wieder!

Er war aufgestanden und erwartete die Reiterin, die, unbekümmert um den fremden Wanderer, in ihrer Stellung blieb und nur das Thier mit ruhigem Zuruf ermunterte. Jetzt ritt sie an ihm vorüber, jedoch am Rande des Wegs, so daß er seinen Gruß, den er ihr hinter dem Rücken zurufen mußte, nur durch ein gemessenes Nicken ihres Hinterhauptes belohnt sah. Dabei hob sich freilich das vielverschlungene Nest des schwarzen Haars von dem schönsten Nacken.

Ein ganz besonderer Hauch von Ruhe umgab die schöne Erscheinung, und wie sie nun ihres Weges weiterritt, ließ keine Miene des Gesichts darauf schließen, daß ihr die Begegnung mit dem Fremden auch nur so viel Neugier und Reiz erweckt habe, wie es natürlich ist, wenn in einsamer Stunde, auf verlassenem Bergpfade ein Mann und ein Weib sich unvermuthet antreffen. Ob sie eine Frau oder ein Mädchen sei, konnte der Wanderer weder aus ihrer Kleidung noch aus ihrem Betragen entzählen. Zwar schien die erste Jugend vergangen; aber wenn auch kein Zug von Erwartung, Verheißung und Verschlossenheit in dem gleichmüthigen Gesicht zu entdecken war, so belebte doch eine Frische und Reinheit den Umriß dieser Wangen, wie sie den verheirateten Frauen in jener Gegend selten eigen sind. Ihre Tracht war halb städtisch, nur der seidne Rock kürzer und das Nieder tief in den Nacken ausgeschnitten. Die knappen Ärmel hatte sie aufgestreift, die Stirn war von keinem Tuch gegen die Sonne geschützt, und ein breiter Strohhut hing müßig am Sattel des Thiers.

Erst als sie ihm um die Windung des Weges zu entschwinden drohte, besann er sich und ging mit starken Schritten ihr nach. Bald war er neben ihr, aber eigensinnig wie zuvor wanderte das Thier am Rande des Abhangs weiter und ließ ihm nur einen schmalen Raum zwischen dem Strohhut und der Wand des Berges. Auch während des Gesprächs, das er nun anknüpfte, drehte sich die Reiterin keinen Augenblick nach ihm um. Ihre Stimme klang tief; ihr Dialekt war schlechtes Neapolitanisch.

Allein so kurz sie antwortete, lag doch in ihrem Ton weder der Wunsch, den Reager abzufertigen, noch ihn durch neckischen Troß zu fesseln.

Ihr kommt von Sorrent, schöne Einsame? fragte er.

Nein, von Meta.

Ihr habt Freunde dort besucht?

In der Kirche war ich.

Und reitet nach Sant' Agata hinauf zum Fest?

Nein, Herr.

Dies aber ist der Weg, der hinaufführt?

Nein, Herr.

So thut mir den Gefallen, mit den rechten zu zeigen.

Ihr müßt zurückgehen, sagte sie, noch immer ohne sich umzusehn, und den nächsten Steig, der links hinaufführt, verfolgen, so kommt Ihr auf die Fahrstraße.

Wenn ich zurück muß, lasse ich lieber das Fest fahren, als das Vergnügen, noch so lang es Euch nicht lästig wird neben Euch her zu gehn.

Wie Ihr wollt, der Weg ist nicht für mich allein gebahnt worden.

Wißt Ihr, daß es freundlich von Euch wäre, wenn Ihr das Gesicht einmal zu mir hin fehetet?

Sie that es gelassen, ohne eine Miene zu bewegen. Was ist? fragte sie. Was habt Ihr mir zu zeigen?

Ich denke, Ihr habt mir was zu zeigen.

Ich?

Ihr seid schön. So zeigt mir Eure Augen.

Das Meer ist noch schöner als ich, und Ihr thätet klüger es anzusehn, als Augen, die Euch nichts zu sagen haben.

Das Meer? Ich sehe es alle Tage von meinem Altan aus.

Aber ich nicht. Erlaubt denn, daß ich die Gelegenheit benutze! — Und sie wandte sich wieder ab.

Sieht man das Meer nicht überall von diesen Bergen aus? fragte er.

Meines Bruders Mühle liegt tief drüben in der Schlucht; der Felsen tritt weit davor und das Gestrüpp oben hat die letzte Aussicht überwachsen.

Ihr lebt bei Euerm Bruder?

Ja, Herr.

Aber Ihr werdet nicht mehr lange dort leben, oder die jungen Männer in Meta haben keine Augen.

Mögen sie doch Augen haben. Was gehn mich ihre Blicke an? Ich bin glücklicher bei meinem Bruder, als alle Frauen auf der Piana von Sorrent und bis hin nach Neapel.

Habt Ihr nie Verdruß mit der Frau Cures Bruders?

Er hat keine und wird nie eine haben. Er und ich, ich und er — was bedürfen wir mehr, außer dem Schuß der heiligsten Madonna?

Und seid Ihr so sicher, daß es immer so bleibt, daß ihm niemals ein Mädchen gefallen wird?

So gewiß wie ich lebe. Aber was kümmert's Euch? — Und sie trieb mit einem Schlag der Hand den Esel an, daß er die Ohren schüttelte.

Warum ist Euer Bruder nicht mit Euch in Meta gewesen? fragte der Deutsche wieder, obwohl auch das ihn im Grunde nicht zu kümmern brauchte.

Er verläßt die Mühle nie, nur wenn er beichten geht, droben in Deserta.

Ist er krank?

Er mag keine Menschen sehn, außer mir. Und der Anblick des Meers thut ihm weh, seit er damals — Aber wer seid Ihr, daß Ihr mich ausfragt? Seid Ihr ein Prete? Oder von der Polizei in Neapel?

Er mußte lachen. Keins von Beiden, sagte er, Aber zwingt Ihr mich nicht selbst, zu fragen? Wenn Ihr mir das Gesicht zukehrt, würde ich das Sprechen bald vergessen. Nun muß ich mich durch Eure Stimme zu entschädigen suchen.

Sie maß ihn mit einem ernsthaften Blick und fragte dann: Was habt Ihr immer mit meinem Gesicht? Seid Ihr ein Maler?

Er schwieg einen Augenblick und der alte neidische Verdruß rührte sich wieder in ihm, daß es nur den Malern verstattet sein sollte, einer Schönheit nachzugehen. Freilich, wer darf ihnen übelnehmen, was zu ihrem Handwerk gehört? Die Glücklichen, die mit diesem Freipaß durch die Welt reisen! Denn daß auch er kraft seiner Art und Kunst ein Recht habe, sich in die Züge dieses Mädchens zu vertiefen,

wie konnte er ihr das klar machen, die sicherlich von der edlen Kunst der Poeten keine Ahnung hatte!

Du willst es auch einmal so gut haben, dachte er bei sich und antwortete mit dreister Stirn: Allerdings, ein Maler bin ich, und wenn Ihr erlaubt — aber wie heißt Ihr denn?

Teresa.

Wenn Ihr erlaubt, schöne Teresa, begleitete ich Euch gern in Eure Mühle, um ein Bild von Euch in meinem Skizzenbuch zu entwerfen.

Er that diese leichtsinnige Bitte unbedenklich, da es ihn stark gelüstete, auch den Bruder zu sehn und einen Blick in die Häuslichkeit der einsamen Geschwister zu werfen. Wenn es dann zum Treffen kam, so sollte sich schon irgend ein Ausweg finden. Und war seine Lüge nicht auch eine Nothlüge? That es ihm nicht aufrichtig noth, noch länger in Teresa's Augen zu sehn?

Sie besann sich ein Weilschen. Dann sagte sie: Wenn Ihr ein Maler seid, so macht ein Bild von mir, das ich meinem Bruder geben kann. Sterb' ich einmal, so hat er mich immer vor Augen, wie bei meinem Leben. — Seht Ihr den breiten Bach, der dort aus der Schlucht vorspringt und sich über den Weg in die Tiefe stürzt? Er treibt unsre Mühle, und wir müssen rechts einbiegen und ihn verfolgen. Der Regen hat ihn sehr angeschwellt, und der schmale Pfad in der Schlucht ist nicht zu passiren. Wartet! Ihr sollt Euch auf den Esel setzen und hinaufreiten, während ich ihn führe.

Ihr ihn führen, zu Fuß? Nimmermehr, Teresa!

So bleibt Ihr eben unten; denn wenn Ihr auch barfuß hinaufstieget durch das Wasser, wie ich, Ihr kennt das Bett und den Weg nicht und stürzt bei jedem Schritt.

Sie hatte das Thier schon angehalten und sich leicht hinabgeschwungen. Während er noch zaubernd stand, und der Gedanke, daß er sie täuschte, ihn denn doch beunruhigte, hatte sie schon Schuh und Strümpfe von den schönen Füßen gestreift und faßte nun, ihn ruhig fragend anblickend, den Zaum des Esels.

Mag es denn sein! sagte er halb lachend. Obwohl ich eine wenig ritterliche Figur machen werde, wenn ich Euch das schlimmere Theil überlasse.

Er saß auf und sie zogen dem Bache zu, das Mädchen voran, den Zügel um ihren Arm geschlungen. Als sie an die Schlucht kamen, warf sie noch einen letzten vollen Blick über das Meer; dann lenkte sie, des Wassers, das sie umtauschte, nicht achtend, rechtsab in den Bach hinein, der, um große Steine sich wälzend, die ganze Breite der Schlucht ausfüllte. Hier war es kühl und dämmerhaft nach der Tageshelle draußen, und tief hing das Gesträuch zu beiden Seiten der Felsenenge herein. Der Deutsche, während das Thier ihn vorsichtig von Stein zu Stein trug und den Gischel, der bis an seine Brust spritzte, gewähren ließ, sah aufwärts und gewahrte einige Hundert Schritt in der Höhe die Mühle, gefährlich in das Gestein eingebaut, grau wie der Felsen neben ihr. Das Rad war gehemmt, des Sonntags wegen; kein anderer Laut überrönte das Getöse des Bachs, als der Schrei eines Sperbers, der über der Schlucht schwebend sich die Brust an dem heraufsteigenden Wasserdunst zu kühlen schien. Indessen schritt Teresa auf der einen Seite dicht am Felsen hin. Dann und wann wurde der Weg unter ihren Füßen sichtbar, während andere Strecken völlig überflutet waren. Sie sprach nichts. Auch war es nicht leicht, sich in dem Lärm der Wellen verständlich zu machen, der den Hohlweg entlang hundertfach in sich selbst wiederhallte. Erst in der Nähe des Hauses traten die Felswände breiter aus einander, der Weg hob sich aus dem Wasser heraus, und der Reiter, sobald er festen Grund unter seinem Thiere sah, sprang auf seine Füße, im Stillen froh, daß wenigstens kein Dritter den abenteuerlichen Zug mitanzusehen habe.

Dem die Mühle lag wie ausgestorben; ja selbst davorstehend war der Deutsche noch versucht, sie für eine Coulotte zu halten. Die Fensterläden waren geschlossen, die braune Thür in der grauen Wand hatte keinen Griff und schien gar nicht praktikabel, der Schatten unter dem Dachvorsprung konnte eben so gut gemalt sein. Indessen öffnete das Mädchen das Gitter zu einem in den Felsen gesprengten Stall und ließ den grauen Freund hinein. Dann stieß sie die Hausthür mit leichtem Druck nach innen auf und trat dem Fremden voran über die Schwelle.

Ein Blick genügte, um den Deutschen mit allen Räumen des Innern bekannt zu machen. In der Mitte ein ziemlich breites Gemach, das die ganze Tiefe des Hauses einnahm; der Herd an der Seite, ein schwerer Tisch und hölzerne Stühle in der Mitte; in einem Wandschrank Hausgeräth; zur Rechten nach der Seite des Felsens eine Kammer mit einem Bett; links die Mahlkammer mit dem Radwerk. Eine Thür in der Hinterwand des Hauses stand ebenfalls offen und man sah in einen freien grünen Platz hinaus, auf den ein einzelner breiter Sonnenstreif fiel. Er mochte einige Morgen im Gevierte haben und war hoch genug über dem Bach gelegen, daß ein Gärtchen dort hätte gepflanzt werden können. Aber der Bergfessel, der den Grund umschloß, war zu hoch, die Luft zu kühl, um viel Gedeihen zu versprechen. Und so wucherte denn nur das Gras auf dem Platz und eine Ziege weidete am Ufer des Wassers. Dort aber, wo durch einen Riß des Berges jener einzelne Sonnenblick hereinbrang, standen, wie ein schönes Wunder, zwei einzelne Orangenbäume mitten auf der Wiese, zwar spärlich mit Früchten behangen, doch in voller Frische.

Der Bruder ist nicht zu Haus, Teresa, sagte der Deutsche.

Sie ließ das Auge ruhig über den Wiesenrund schweifen und sagte dann: Seht Ihr ihn nicht drüben wo die Schlucht sich wieder schließt? Der Bach hat an der Mauer gerüttelt, die ihn dort in sein richtiges Bett zwingt. Nun wirft er einen Erddamm hinter die Steine, daß die Wiese nicht überschwemmt wird. Er denkt an Alles, mein Bruder, und kann Alles; Ihr könnt tausend Jahr suchen und findet Keinen, der mehr Genie hat.

Warum verschwendet er's aber hier in der Einsamkeit?

Weil er will.

Und seid Ihr hier in der Mühle aufgewachsen, Aemste, und habt nie mehr Sonne gesehen, als dort in die Orangenweige scheint? Ich kann es nicht glauben; Eure Wangen sind schwerlich auf dem kurzen Mitt Sonntags in die Kirche so dunkel geworden.

Nein, sagte sie; es ist noch nicht volle vier Jahr, daß wir hier wohnen und Tommaso die Mühle

gekauft hat. Wollt Ihr's glauben? Er hatte vorher, wo wir in Neapel waren und er seine Fischerei trieb, keinen Gedanken was ein Mühlrad sei und wie die Steine umlaufen. Und am ersten Tag, wo wir hier heraufgekommen waren, — der alte Müller war eben gestorben — brachte er's in Gang, als hätte er's von Kleinauf gethan. O, ein Mensch wie Tomà, am Hof des Königs ist kein Klügerer!

Während dieser Worte gelang es dem Fremden nicht, das Gesicht des Mannes zu sehen, der am äußersten Ende des Wiesenlandes rüthig an seiner Arbeit war und sich nach der Mühle nicht umwandte. Er erkannte nur eine hohe Gestalt, schwarzes krauses Haar unter dem grauen Hut, eine Jacke von dunkler Farbe lose über der Schulter hängend. — Was hat ihm nur die Stadt und das Meer und sein schönes Gewerbe verleidet? fragte er jetzt die Schwester, die neben ihm stand.

Sie schien die Frage überhört zu haben. Wißt Ihr was? sagte sie, seht Euch und fangt das Bild an, damit es fertig ist, wenn mein Bruder wieder ins Haus kommt. Dann frag' ich ihn, wer es sei, und erkennt er's, so giebt er Euch was Ihr wollt dafür, denn wir sind nicht arm, müßt Ihr wissen. Als wir in Neapel lebten, hatte mein Bruder sieben Fischer unter sich, und fuhr in drei Rähnen ins Meer, und hätte auch wohl ein Landgut kaufen können, statt der Mühle hier. Was hilft ihm nun sein Geld bei seinem schweren Herzen! — Seht Euch, Herr; ich will nicht mehr schwätzen, Ihr sollt den Mund ganz still und richtig aufs Papier malen und die Augen und Alles.

Unser Freund stand in nicht geringer Verlegenheit, als er sah, daß es Ernst werden sollte. Es ist etwas dunkel hier, sagte er mit klopfendem Herzen.

So gehen wir auf die Wiese.

Dort ist es wieder zu hell, Teresa. Ihr wißt nicht, wie schwierig es ist, das rechte Licht zu finden.

Wartet, sagte sie, und öffnete rasch die Fensterläden. Ich meine, es ist nun ein hübsches Licht im Hause. Ich wenigstens, wenn ich's geleert hätte, ich wollt' Euch hier auf's Haar an die Wand zeichnen.

Nun denn, sagte er kecklich, so fangen wir an.

Er schob zwei Stühle an das eine Fenster, das die Schlucht hinunter den ganzen Lauf des Baches überfah, und bat sie, niederzusitzen. Jene Blätter, die er zu sich gesteckt, um irgend eine Eingebung der Muse darauf festzuhalten, zog er hervor und legte sie auf sein Knie, den Stift in der Rechten. Eine tiefe Röthe überflammte die braunen Wangen des Mädchens, als sie nun seinen Blick gespannt auf sich ruhen fühlte. Ihr Auge, über dem die dichte Wimper wie die Schwinge eines schwarzen Falters auf und nieder ging, war starr hinaus gerichtet und in wenig Augenblicken feucht umwölkt durch die Spannung des Blicks. Er bat sie, freisich zu bewegen, es werde darum nicht schlechter werden. Auch konnte er es sich nicht versagen, an ihrem starken Haar sich ein wenig zu schafften zu machen. Teresa —! sagte er.

Was ist?

Nichts. — — Es war ihm unmöglich, dem großen Blick ihrer Augen gegenüber etwas Zärtliches oder Kades zu sagen. Wie fest und breit und eben war die Stirn, die Brauen wie ruhig geschweift! Er hatte sich jetzt entschlossen, eine halbe Stunde lang eifrig zu thun, als sei er im besten Werk begriffen, um dabei des Anblicks sich zu erfreuen; dann aber das Blatt rasch zu zerreißen, seinen schlechten Tag und sein verwirrtes Auge zu schelten und sich zu verabschieden.

Als er nun eben ruhig seine Stellung gewählt hatte und die Miene des Anfangens machte, bemerkte er in der Schlafkammer drüben an der Wand ein männliches Bildniß in schwarzem Rahmen, das ihm einen willkommenen Vorwand gab, noch einmal inne zu halten.

Ihr habt da ein schönes Bild Eures Bruders, sagte er, und stand auf, es näher zu betrachten. Wer hat es gemalt? In der That, eine treffliche Arbeit. Welch ein sanftes und feuriges Gesicht! Es macht mich immer neugieriger, ihn selber zu sehen.

Den dieses Bild vorstellt, sagte sie zögernd, werdet Ihr nie mehr lebend sehn.

So ist es nicht Euer Bruder?

Es war sein Freund. Er starb jung und Viele haben ihn beweint.

Es thut Euch weh, Teresa, davon zu sprechen; vergeißt, daß ich so viel zudringliche Fragen thue. Er nahm seinen Platz am Fenster wieder ein. Die Röthe war von ihrem Gesicht verschwunden, und ihre Augen sahen erloschen aus. Nach einer Pause, in der nur das Rauschen von der Schlucht herauf an ihr Ohr drang, fing sie von selbst wieder an:

Ihr habt Recht, sanft und feurig war er, ein Kind konnte ihn betrügen, und doch für die, die er liebte, hätte er sich in den Versuch gestürzt, wenn sie es verlangt hätten. Die Männer sind alle schlecht, sagt Tommaso. Aber nur ihn nahm er aus und hatte Recht. Wer ihn ansah, wußte, keine reinere Seele athmete die Luft unterm Monde. Ist es ein Wunder, daß Tommaso das Meer haßt, welches ihm einen solchen Freund verschlungen hat? daß er ein schweres Herz hat seit jenem Tag, wo er mit ihm hinausfuhr zum Fischen und ohne ihn wiederkam? Niemand hat es ihm verdacht, daß er tief sinnig ward von Stund an und sein Gewerbe ihm verleidet war.

Er war auch ein Fischer, wie Euer Bruder?

Er war ein Sänger, Herr, aber ein armes Fischerkind; seine Eltern leben noch heut. Schon als Knabe in den Kirchen schmolz er Allen das Herz, wenn er zu singen anfing. Ein reicher Onkel von ihm, der eine Trattorie am Strande hatte, ließ ihn dann lernen bei einem Singmeister; er sollte zur Oper gehn. Und nun stellt Euch vor, am Tage vor seinem ersten Auftreten, wo ganz Neapel schon von nichts Andern sprach, kommt er so gegen Abend zu meinem Bruder; denn sie kannten sich von Kind an und hielten noch immer zusammen. Tomà, sagt er, wollen wir noch eine Meeresfahrt machen? Ich habe zu thun, Nino, sagt mein Bruder; die Rege müssen herein, und der Beppo, sagt er, der Knecht, muß mit. Laß ihn zu Hause, Tomà; ich helfe dir schon, ich hab's nicht verlernt über dem Notenlesen. — Und so fahren sie Beide hinaus, ich sehe sie noch immer, den Bruder am Steuer, Nino am Ruder; sein Haar flammte in der Abendsonne, und er hatte die Augen auf unser Haus gerichtet; immer steht mir der Blick vor der Seele. Und die Sonne war kaum hinunter, da hör' ich Ruderschlag und springe unter die Thür um sie zu grüßen —

aber Tommaso war allein im Kahn und ruderte wie ein Rasender und schrie mir zu: Guten Abend, Teresa; ich soll dich grüßen von Nino, er schläft schon, unten am Meeresgrund —! und mehr hört' ich nicht.

Entsetzlich! die schöne hoffnungsvolle Jugend! Wie war es nur möglich, das Unglück, da sie zu Zweien waren und den Kahn hatten?

Das schwere Netz zog ihn hinab. Der Pflock, an dem es im Kahne festhing, wich plötzlich aus der Fuge und schoß über Bord, und er mit den Armen übergebengt, das Netz zu fassen, verstrickte sich in den Maschen und der Kahn schlug um, und wie Tommaso wieder auftaucht, sieht er den leeren Kahn ruhig in der Abendröthe schwimmen und von Nino nur den Strohhut mit dem Bande, das ich ihm Tags vorher darangeheftet hatte. —

Armer Nino!

Beklagt Ihr ihn? Er ging geradeswegs in das Paradies ein, und singt vor dem Thron der Madonna mit seiner goldenen Stimme. Beklagt meinen Bruder, Herr; dem liegt sein Frieden unten im Meer versunken und kein Taucher bringt ihn herauf. Seit jenem Tag hat er nicht mehr gelacht, mein armer Tommaso. Und ehe er ins Gebirge ging, verbrannte er seinen Kahn und seine Rege, und die Leute standen am Ufer und sagten: Er hat Recht, der Arme! denn man wußte, daß sie wie Brüder gewesen waren.

Sie schwieg und sah in die Schlucht hinunter, die Hände still in den Schooß gelegt. Er aber hielt die Blätter müßig auf den Knien und versenkte seine Gedanken in das wundersame Schicksal, das auf ihrem Gesicht zu lesen war. Alle Bitterkeit des Erlebten schien verschwunden zu sein, das reine Bild des Jünglings ihr vor der Seele zu stehn, die „goldne Stimme“ sie zu umklingen.

Um so heftiger erschraf der Fremde, als er diese edlen Züge plötzlich sich in wilder Leidenschaft verfinstern sah. Wie ein Schwan, der eine Schlange sieht, fuhr sie mit einem kurzen zischenden Tone auf vom Sitz, zitternd am ganzen Leibe, die Brust arbeitete, die Rippen erblaßten und öffneten sich krampfhaft. Was ist Euch, Teresa, um des Himmels willen? rief er. Sie versuchte vergebens, ein Wort

zu sprechen. Da folgte sein Blick der Richtung des ihrigen, der fest auf einen Punkt am Ende der Schlucht geheftet war. Aber was er sah, steigerte nur sein Erstaunen; denn durchaus nichts Furchtbares war's, was langsam dort unten den überschwemmten Weg heraufkam, vielmehr eine Gestalt, in ihrer Art nicht minder anziehend, als ihm vorher Teresa erschienen war. Ein blondes junges Weib, ganz in Schwarz gekleidet, erstieg, behutsam durch das Wasser wadend, den Weg zur Mühle. Die Schuh und Strümpfe trug sie in der Linken, mit der Rechten hatte sie den faltigen Rock hoch zusammengeschrägt, freilich mit etwas mehr Dreistigkeit, als vorher Teresa gethan. Ein Strohhut, von dem breite schwarze Bänder flatterten, saß ihr, wie vom Winde zurückgeweht, tief im Nacken, und ließ das blühende Gesicht völlig sehen, dessen leuchtendes Weiß und Roth schon aus der Ferne herausschimmerte. Die Augen aber hatte sie auf den Weg gesenkt.

Wer ist diese Frau, Teresa? fragte der Deutsche, und warum verwandelt Ihr Euch so bei ihrem Anblick?

Was wird er sagen? murmelte sie vor sich hin, ohne der Frage zu achten. Sie ist noch schöner geworden, noch schlimmer! Was soll das Schwarz? Wenn der Alte gestorben wäre! — Heilige Madonna!

Eine Jagd schneller Gedanken schien an ihr vorüberzuziehen. Sie komme nur! sagte sie endlich, sie komme nur! Wir fürchten sie nicht, wir kennen sie. — Dann, sich erinnernd, daß sie nicht allein war, sprach sie hastig: Ihr müßt dort hinein, in die Mühlenkammer. Sie darf Euch hier nicht finden, sie haßt mich, und wer weiß, was sie mit nachredete, wenn sie einen Fremden hier getroffen hätte. Steht auf, Herr, und um Jesu willen, haltet Euch ruhig, daß sie Euch nicht hört. Ich denke, es währet nicht lange.

Wenn ich Euch im Wege bin, Teresa, so will ich dort hinaus auf der andern Seite der Schlucht.

Ihr findet Euch nicht hinaus auf jener Seite, und hinterher dürft Ihr nicht, der Here vorbei.

Ueberlegt Ihr's auch wohl, Teresa? Und wenn Euer Bruder in die Mühlenkammer träte und einen Fremden dort versteckt sähe? —

Mein Bruder kennt mich, sagte sie stolz. Fort!

Nur ein Wort noch. Wer ist sie? was fürchtet Ihr von diesem Weibe?

Alles; aber ich kenne Tommaso. Sie ist die Frau von Nino's Onkel. Als man den Todten fand, bei Buzzuoli ans Ufer gespült, da blieb ihr Auge allein trocken; Gott verzeihe ihr's, ich nicht! denn sie haßte mich, weil mich Viele schöner fanden, als sie. Nun will sie mit meinem Bruder rauben, die Gistige. Tommaso aber kennt sie; er und ich — ich und er, wer will uns scheiden? — Tretet in die Kammer, Herr, und haltet Euch still. Hernach sag' ich's meinem Bruder, warum ich es gethan.

Sie drängte ihn hinein und zog die Thür hinter ihm fest an; dann hörte er, wie sie eilig durch die Hinterthür auf die Wiese ging. Er aber, allein gelassen in seinem Gefängniß, konnte sich zuerst einer starken Aufregung und Beklommenheit nicht erwehren. Dann jedoch gewann der Reiz des Abenteuers die Oberhand, und er überlegte, wie er sich in allen möglichen Fällen zu benehmen haben würde. Während dem sah er sich unter den mancherlei fremdartigen Dingen um; das einfache Radwerk musterte er, die großen Siebe und Bätten, die Mühlensteine der verschiedensten Größe, die an der Wand lehnten. Dort im Winkel war Tommaso's Bett aufgeschlagen, ein Gebetbuch lag auf der Decke, ein Weiskessel hing zu Häupten an der Wand. Alles Licht, was in die Kammer fiel, drang von der Seite des Mühlenrades durch große Oeffnungen herein, durch die man in die Speichen sah und auf das jenseitige Felsenufer der Schlucht. Aber auch in der Wand, die den Mühlenraum von dem mittleren Gemache schied, entdeckte er bald eine Oeffnung, die ihn den größten Theil desselben übersehen ließ. Hier saß er Posto und wartete mit wachsender Spannung der Dinge, die kommen würden.

Nicht lange, so traten von der Wiese her die Geschwister ins Haus. Er sah Tommaso's Gesicht unter einer Fülle schwarzer Lockenhaare, von einer zwillingshaften Aehnlichkeit mit den Bügen der Schwester. Eine tiefe zurückgehaltene Bewegung belebte jede Muskel und glänzte unheimlich aus den finstern Augen. Die Jacke glitt ihm von der Schulter,

ohne daß er's bemerkte; lange stand er mit gekreuzten Armen am Tisch und nickte zuweilen mit der hohen Stirn, als hörte er der Schwester aufmerksam zu, die seinen Arm gefaßt hatte und mit heftigem Klüstern, für den Deutschen unvernünftig, zu ihm redete. Aber seine Gedanken schienen abwesend zu sein. Zuweilen zuckte seine volle Unterlippe; doch schwieg er während der ganzen Zeit. Er konnte nicht über dreißig Jahre alt sein; eine herrlichere Männergestalt entsann sich der Späher in der Mülhkammer nie gesehen zu haben.

Da klopfte es an der äußeren Thür. Im Nu flog Teresa von des Bruders Seite fort auf einen Sessel am Herd, an den der Spinnrocken gelehnt stand. Als Tommaso, der seine Stellung nicht verließ, herein! rief und die Thür sich aufthat, schwang Teresa den Kofen und schien schon eine Stunde so gefessen zu haben. Auch ihr Gesicht war kalt und gelassen.

Mit einigem Högern trat die blonde Frau herein und machte sich, während sie den ersten Gruß sagte, mit ihrer Kleidung zu schaffen, offenbar um ihre Erregung zu verbergen. Sie schüttelte vom Saum ihres Kofes die Tropfen ab, warf die Schuhe nieder und zog sie leicht an die nackten Füße. Jede Bewegung war weich, anmüthig, halb bewußt, halb natürlich reizvoll. Das Gesicht, erhitzt vom Wege, glähte über und über, und die schwarze Kleidung ließ die Zartheit ihrer Farben und das matte Blond des Haars in diesem südlichen Lande um so wunderbarer erscheinen. Sie war kleiner als Teresa, voller und schmieglamer, rascher, wenn sie sich bewegte. Aber die braunen Augen trugen alles Feuer des neapolitanischen Himmels in sich.

Guten Abend, Teresa! Wie geht's, Tommaso? sagte sie.

Ihr seid's, Lucia? erwiderte das Mädchen. Was führt Euch von Neapel herüber in unsre Einsamkeit?

Nehmt Platz, Lucia, und seid willkommen, sagte der Bruder, ohne sich ihr irgend zu nähern.

Sie folgte der Aufforderung und saß am Fenster nieder, immer noch mit ihrer Kleidung beschäftigt. Ich hatte in Carrotta zu thun, fing sie wieder an, indem sie den Strohhut abnahm und ihr Haar aus der Stirn strich. Da dacht' ich, ehe ich

wieder heimfuhr, Euch zu besuchen, Teresa. Der Weg hier herauf ist schlecht; wir hatten böses Wetter.

Für die Mühle war es gut, sagte Teresa kurz.

Lucia ließ ihre Augen im Gemach herumgehen und leicht über Tommaso's Gesicht gleiten, der in scheinbarer Gleichgültigkeit mit einem Stück Kreide, das auf dem Tisch gelegen, einen Strich neben den andern malte. Die drei Menschen wußten, daß entscheidende Worte fallen sollten, und Jeder wollte dem Andern den Eingang dazu überlassen.

Bring doch ein Glas Wein für Lucia! sagte Tommaso jetzt, ohne die Schwester anzublicken. — Teresa spann eifrig fort. Die Fremde sprach nach einigem Zaudern:

Lasset den Wein; ich habe nicht lange Zeit zu bleiben. Der Abend sinkt herein und mein Boot wartet auf mich an der Marina von Carrotta; denn ich will auf die Nacht nach Neapel zurück. Wie lang haben wir uns nicht gesehn? Warum kommt Ihr nie nach Neapel herüber, Teresa? Der Winter muß hart sein hier in der Schlucht.

Keine Zeit ist mir hart mit meinem Bruder zusammen, entgegnete das Mädchen. Und was hab' ich in Neapel zu suchen? Es zieht mich zu Niemand dort, zu Niemand.

Wieder schwiegen sie alle. Endlich wandte der Mann sich nach der Schwester und sagte ruhig: Hast du dem Thier den Stall gemacht für die Nacht, Teresa?

Sie zuckte zusammen, denn sie verstand den Wink. Aber wie sie aufsaß, erkannte sie an seinem festen Blick, daß es des Bruders Wille war, und rasch den Spinnrocken wegstellend, verließ sie das Gemach; man hörte sie draußen absichtlich laut an der Gitterthür des Stalles sich zu thun machen, um jeden Verdacht, als ob sie horche, abzuschneiden.

Dem Deutschen auf seinem Lauerposten schlug das Herz, als er die Beiden nun allein einander gegenüber sah. Obwohl die Vergangenheit dieser Menschen ihm nur zur Hälfte offen lag, wußte er doch genug, um eine Scene der seltsamsten Art vorauszufühlen. Er sah bald den Mann, bald die schöne Frau am Fenster an, und seine eigne Lage wurde immer peinlicher, wenn er sich sagte, daß die

Worte, die auf Beider Lippen schwebten, für keines andern Menschen Ohr bestimmt sein konnten. Einen Moment dachte er daran, sich in die entfernteste Ecke der Mühlenkammer zurückzuziehen. Aber jeder Schritt konnte ihn verrathen, und so mußte er stehen bleiben, wo er stand.

Das Schweigen drinnen dauerte noch eine kurze Zeit. Dann sagte Lucia:

Eure Schwester haßt mich, Tommaso, was habe ich ihr zu Leide gethan?

Der Bruder zuckte die Achseln.

Seht, fuhr sie fort, es hat mir oft keine Ruhe gelassen, wenn ich dachte, daß sie es vielleicht allein ist, die Euch so fern von uns gehalten hat. Sie gönnt es Keinem, daß Ihr nur ein Wort an ihn richtet. Sie allein will Euch haben.

Ihr irrt, sagte er trocken. Ich hatte meine eignen Gründe, daß ich aus Neapel fortging.

Ich weiß, Tomà, ich weiß. Es begreift es ein Kind, daß Ihr damals die Lust am Meere verlor, nach jenem Unglück. Aber sie wäre schon wiedergekommen, wenn Teresa Euch nicht zugeredet hätte, Euch hier in der Wildniß und Dede einzuschließen. Erleben wir nicht alle unsre Schicksale und müssen doch aushalten unter den Menschen? Kommt das Unglück nicht vom Himmel? Und darf es uns so versteinern, daß wir die Menschen hassen, die doch nichts dafür können?

Nichts dafür können? Das ist die Frage.

Sie sah ihn durchdringend an. Ich versteh' Euch nicht, Tomà. Ich verstehe Vieles nicht mehr, seit Ihr fort seid. Warum habt Ihr mir auf die Briefe nicht geantwortet, die ich Euch durch Angelo, den Bauern, geschickt habe? Er sagte mir doch, er habe sie Euch allein übergeben, beide; sonst könnte ich denken, Teresa habe Euch das Antworten verwehret.

Die Briefe? Ich habe sie verbrannt.

Und was antwortet Ihr jetzt darauf?

Lucia, ich habe kein Wort gelesen, das darin stand.

Sie zuckte zusammen. Er aber fuhr fort:

Euer Mann ist gestorben, wie mir Angelo sagte; er thut mir leid, er war ein Galant'uomo, und das Unrecht, das ich gegen ihn auf dem Herzen

habe, brennt mich noch heut. Ihr seid jung und schön, Lucia; Ihr werdet bald einen Andern finden, einen Jüngeren. Seid glücklich mit ihm!

Damit warf er das Stück Kreide fort und ging die Hände auf den Rücken gelegt, durch das Zimmer. Sie folgte seinen Bewegungen mit ängstlicher Spannung. Endlich sagte sie:

Weiß Teresa, daß ich Wittwe geworden?

Sie erfuhr es erst aus Eurem schwarzen Kleid. Wir haben die vier Jahre her Euren Namen zwischen uns nicht genannt.

Wenn Ihr die Briefe nicht gelesen habt, so wißt Ihr auch nicht, daß mein Mann Euch dreihundert Piaster vermacht hat; Ihr müßt aber selbst nach Neapel kommen, sie beim Gericht abzuholen, wo sie für Euch niedergelegt sind.

Sie können dort liegen bleiben, bis an den jüngsten Tag, sagte er ohne sich zu bestimmen, wenn Ihr nicht vorzieht, sie den Armen zu geben. Ich hole sie nicht, auch wenn ich sie nöthiger brauchte, als Gottlob der Fall ist. Geld von Eurem Manne, Lucia! Lieber verhungern!

Wie redet Ihr? sprach sie leise, mit einer Stimme, die von Bestürzung zitterte. Wie soll ich dieses Alles deuten? Es war sonst anders zwischen uns, Tommaso!

Um so schlimmer, daß es anders war! —

Sie stand von ihrem Sitz auf und that einige Schritte auf ihn zu, mit scheuen Augen die seintigen suchend. Die aber bohrten sich fest in die Platte des Tisches, hinter den er wieder getreten war, als suche er etwas Fremdes zwischen sich und das schöne Weib zu bringen, zum Schutz gegen ihre Reize. Sie hatte die rechte Hand fest unter die volle Brust gelegt; der Deutsche sah durch die Wandspalte die blauen Adern auf dem runden Arm und wie die schmalen Finger bebten an dem klopfenden Herzen.

Was habe ich Euch gethan, Tomà? sprach sie kaum hörbar. Hat man mich verleumdet bei Euch, so sagt es mir, Alles, und ich will meine Finger auf die Hostie legen und schwören, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin. Wie eine Begrabene hab ich gelebt mit meinem Manne, seit Ihr fortgegangen, und Niemand kann aufstehn und sagen, daß die

Wirthin der Sirena ihm einen Blick oder ein Lächeln gegönnt hat.

Das ist eure Sache und war die Sache des Todten. Warum kommt Ihr her und sagt das mir?

Große Thränen traten ihr ins Auge, als sie die harten Worte hörte, und er fühlte es wohl, wie tief der Schlag getroffen hatte, obwohl er sie noch immer nicht ansah. Darum sagte er nach einer Weile:

Was hilft es, daß wir durch die Maske sprechen, und untre Stimmen verstellen? Gerade heraus, Lucia: Du bist gekommen, um mir zu sagen, daß du nun frei seiest und Niemand mehr im Wege stehe zwischen uns Beiden. Aber ich sage dir, es steht doch Einer zwischen uns, und wir sind verdammt für unsere Sünden ewige Flammen zu fühlen und ewig getrennt zu sein.

So entschieden er sprach, so lebte doch die Hoffnung wieder auf in ihr. Für unsere Sünden? sagte sie rasch. Was haben wir uns vorzuwerfen? Hat es mir je eine andere Frucht getragen, daß wir uns liebten, als Seufzen und Weinen aus der Ferne? Wenn ich mich jetzt an deinen Hals stürzen dürfte, wäre es nicht unser erster Kuß? Aber wohl weiß ich, wer zwischen uns steht, Tommaso: — deine Schwester.

Er schüttelte heftig den Kopf. Nein! nicht sie! Aber frage mich nicht, und denke nicht, daß du ihn jemals aus dem Wege räumen kannst, unsern Feind; er ist keiner von den Lebenden. Geh nach Neapel zurück, Lucia, und komm nie wieder herauf nach der Mühle. Ich will, ich darf Dich nicht wiedersehen.

Sie trat dicht an den Tisch heran, ihm gegenüber, daß ihn die heftige Bewegung selbst erschütterte und er plötzlich auffah. Alle Schrecken einer verzweifelnden Leidenschaft standen ihr im Gesicht. Ich gehe nicht, sagte sie mit gewaltsamer Festigkeit, oder ich muß Alles wissen. Tommaso, mein Mann ist todt, Nino schläft lange in seinem Grab, deine Schwester soll in meinem Hause sein wie die Herrin und ich wie die Magd; bei dem ersten bösen Wort von mir zu ihr magst du mich austofsen, als hätt' ich Feuer unter dein Dach gelegt; und du sagst — und ich seh' es — daß dein Herz noch

nicht verwandelt ist: wer steht noch zwischen uns, Tommaso?

Der Tisch zitterte, auf den der junge Mann sich stützte. Ich will es dir sagen, keuchte er dumpf heraus; aber dann geh und frage nicht weiter. Nino steht zwischen uns! —

Du betrügst mich, antwortete sie. Du willst meine Gedanken von Teresa ablenken, damit ich es ihr nicht eines Tages vergelte, was sie mir angethan. Du wirst es noch einmal bereuen, daß du mit mir Aermsten gespielt hast und mich dann weggeworfen. Und auch sie, auch sie soll die Unnatur büßen, dich hier vor der Sonne versteckt zu halten, wie der Geizige seinen Schatz. Ich gehe.

Bei Christi Blut, Lucia, ich betrüge dich nicht. Es ist wahr, meine Schwester hat dir eine Sache nie verziehen. Aber das ist es nicht — und du weißt nicht, wie ich es meine, wenn ich sage: Nino steht zwischen uns! Niemand weiß es, Teresa am wenigsten. Sie stürbe, wenn sie es wüßte.

Und wenn ich es wüßte?

So würden dir alle Gedanken an den Glenden vögeln, und du würdest den Weg zur Mühle nicht wieder finden.

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Du irrst, sagte sie, das kann nie geschehen. Es ist ein Wahn, was zwischen uns liegt, und ich werde ihn wie einen Rauch wegblasen, wenn du ihn mir zeigst. Wo nicht, so finde ich keine Ruhe Tag und Nacht, und über's Jahr hörst du, daß du mich ins Grab gestürzt hast.

Er schauderte in sich zusammen und schien einen letzten Kampf zu kämpfen. Dann sah er sie trostlos, glühend, starr und lange an und sprach: Es muß aus werden, ich will die verzehrende Qual, dich zu sehen und dir zu entsagen, nicht zum zweiten Mal zu überstehen haben. Schwöre mir bei deiner Seligkeit, Lucia, daß du Niemand sagen willst, was noch Niemand von mir gehört und was du nun hören sollst. Auch in der Beichte und im Sterben komme das Wort nicht über deine Lippen. Es ist nicht, weil es mir selbst zum Verderben wäre, wenn die Menschen es wüßten; aber Teresa überstände es nicht. Schwöre, Lucia!

Sie erhob die Hand. Bei unserer Seligkeit schwöre ich dir's zu, Tommaso, Niemand soll es wissen außer mir und dir. —

Er seufzte tief auf und warf sich in einen Stuhl, die Arme auf die Kniee stützend und den Boden zu seinen Füßen anstarrend. Lucia, sprach er halblaut, ich habe die Wahrheit gesagt, Rino steht zwischen uns, jetzt im Tode, wie damals im Leben. Er war rein und unschuldig wie Abel, und auch ihm zur Seite stand ein Kain. Kain floh in die Wildniß; begreifst du's nun?

Sie schwieg.

Du hast Recht, fuhr er fort. Wer kann es begreifen? Aber es kommen Stunden, wo die Hölle Macht hat über uns, daß es ist, als säße ein fremdes Gespenst in unserer Brust, und knebelte alle rechtschaffenen Gedanken, und nur die teuflischen ließe es frei, zu thun was sie wollten. Haben wir's dann gethan, was hernach das Ende davon ist? — Das soll mir einmal ein Pfaffe auslegen, das weiß Keiner!

Wie ich den Jungen geliebt habe! Ermordet hätt' ich den Wahnsinnigen, der mir ins Gesicht nur mit einem Hauche schlecht von ihm gesprochen hätte! Wenn ich ihn singen hörte, vergaß ich alle Sorgen; wenn er in mein Haus kam, wurde es helle darin. Einem eigenen Sohn oder Bruder kann man nicht mehr anhängen. Stolz war ich auf ihn. Als Neapel von seiner Stimme zu reden anfing, sagt' ich wie ein Narr zu den Leuten: das ist unser Rino, mein alter Spielkamerad! und wußte mir was damit, als hätte ich ihm die Stimme aus dem Meer gefischt und geschenkt. Und wie war er zu mir! Da er schon berühmt war und bei Prinzen und Grafen sang und die stolzen Damen sich um einen seiner Blicke beneideten, — er kam nach wie vor in unser Haus am Strande und war am liebsten mit uns, und manchesmal, wenn ich ihn auf dem Toledo begegnete, mein Reg über der Schulter, ließ er einen andern Bekannten sehn, und sagte meinen Arm und ging eine Strecke mit mir. Niemand war so holdselig; kein Falsch in ihm, kein Sündhaftes. Er hätte alle Weiber in Neapel haben können, aber seine Gedanken waren ohne allen

Schmutz des Bluts. Ich habe ihn oft darunt ausgelacht; ich wußte damals noch nicht, wer ihm das Gerumlieben verleidete.

Nur Ein Böses hat er mir gethan, daß er mich zu seinem Onkel ins Haus führte, als der brave Alte von Capua nach Neapel zog und die Sirena kaufte. Er kam wohl vor Allen, um sich an Rino's Glück zu freuen, das sein Werk war. Warum mußte er kommen und Euch mitbringen, Lucia! Seit der Stunde schon verlor ich Rino, der Himmel weiß, nicht durch seine Schuld. Aber wer konnte ihm darum gram werden, außer mir und Euch, daß er über die Ehre seines Wohlthäters wachte?

Es war ihm nie eingefallen sonst, mir Vorwürfe zu machen über meine Liebeshandel, obwohl er auch keinen sonderlichen Gefallen daran hatte, wenn ich ihm von der oder jener Frau sprach, die mich gerade im Neg hatte. Er war unschuldig, wie der Erzengel Rafael; aber er kannte auch die Welt und wußte, daß nicht alle waren wie er, und war fern davon, die Menschen ändern zu wollen. Auch als er bald merkte, wie es um uns stand, Lucia, — nie kam ein Wort über seine Lippen. Ihr aber wißt wohl, daß er es allein war, der all unsre Listen und Anschläge vereitelte. Ich schäumte in mir; hundertmal schwor ich mir, sobald ich ihn wieder sähe, ihm alle Freundschaft aufzukündigen, wenn er ferner Euro Schwelle bewachte, eifersüchtiger als der Onkel selbst, als ein Bruder, als ein Verliebter. Denn er liebte Euch nicht und kein Neid auf mich war mit im Spiel. Sah ich ihn dann, so zerbiß ich mir die Lippen, aber sagte kein Wort, und fast wurde die Maserei nach Euch gelinder in mir, wenn ich seine Stimme hörte.

Es schien, er las mir alle meine Gedanken in der Brust. Vielmal redete er mit mir vom Onkel, wie gut er sei, wie harmlos, und wie viel er an ihm gethan habe. Er sah mich dann zutraulich an, als wollte er sagen: Nein, Tomà, es ist nicht möglich, daß du einen Mann betrübst, dem dein Freund Alles zu danken hat. Und ist er nicht auch gegen dich die Güte, das Vertrauen selbst?

Ich verstand ihn wohl; aber wenn ich Euch dann begegnete, verschlang mir die Wuth der Liebe

alle Vorsätze, alle Bedenken. Mein Gewissen verdorrte wie ein Baum neben der fließenden Lava. Und ein Jahr lang so herumzugehen, ich, der nie über eine Frist von vierzehn Tagen hinaus mich zu gedulden gelernt hatte! Schon Einmal, als der Dunkel nach Jochia gefahren war, Ihr entfiel Euch, und wir aufathmeten, er aber sich ein Zimmer in der Sirena ausbat, um Noten abzuschreiben, weil der Lärm in seiner eigenen Wohnung ihn störe — schon damals hatt' ich finstre Gedanken. Ich wollt' ihm was unter den Wein mischen, was mir ein Bekannter gegeben; es sollte einen Menschen vierundzwanzig Stunden lang in Schlaf bringen. Dann aber entsetzte ich mich. Wenn es ein Gift wäre? Oder es schadete ihm an seiner Stimme? Ich that es nicht, aber es blieb ein Stachel in mir zurück gegen ihn, und von Stund an wich ich ihm aus, denn sein Anblick verdroß mich, als wenn er mit nach dem Leben gestanden hätte.

So kam der Tag näher, wo er zum ersten Mal in der Oper singen sollte. Was wir für jenen Abend abgeredet hatten, Lucia, Ihr wißt es wohl. Hätte ich Euch nicht gekannt, — mein Haus hätte indessen abbrennen können, und ich wäre vor dem letzten Ton, der Nino's Triumph sein sollte, nicht von meinem Platz im Theater gewichen. Nun war all mein Sinn nur darauf gerichtet, was mich erwartete, wenn ich nach dem ersten Akt mich fortschleiche in die Sirena, wo Ihr die Kranke spielen wolltet, um nicht mit dem Dunkel in die Oper zu müssen.

Da kam er am Abend vorher, wie Ihr wißt, und beredete mich, ihn mit aufs Meer zu nehmen. Welcher Engel oder Teufel hatte ihm unser Geheimniß zugerannt? denn er wußte es, und kaum daß wir allein auf der See zusammen waren, sagte er mir's ins Gesicht, das erste Mal, daß er mich offen zur Rede stellte. Ich läugnerte Alles. Tomà, sagte er, wenn du mir nicht versprichst bei unserer alten Freundschaft, davon abzusehen, so ist es mein Unglück. Ich werde singen wie ein Rabe, sie werden mich auszischen und Alles, was ich je gehofft hatte, wird für immer dahin sein. Mein Bruder, sagte er, ich fordere es von dir! Ich könnte ja hingehen, und den Dunkel warnen. Aber er wüßte

dann, welche Frau er hat, und wenn ich auch deinen Namen nicht nannte, wir wären ewig geschieden, du und ich. Versprich mir's also, das eine Opfer kann ich dir wohl werth sein. — Ich schwieg hartnäckig und sah nach den Regnen, und hörte zuletzt gar nicht mehr, was er redete, denn Euer Bild stand vor mir, Lucia, und das Blut tobte mir in den Schläfen.

Eine Stunde nachher kam ich allein im Boot nach der Küste zurück. —

Die letzten Worte verhallten dunkel und tonlos, und die beiden Gestalten, er auf seinem Sitz, das Gesicht immer tiefer zwischen den Knien herabgesunken, die Frau bleich wie eine Todte, verharrten lange wie Bilder, während es dunkler im Zimmer ward und draußen durch das Rauschen des Bachs Teresa's Stimme erklang, die ein Ritornell anstimmte, wie um den Bruder zu erinnern, daß er ihr die Bein des Wartens nicht ohne Noth verlängern solle. Und in der That weckte die Stimme den versunkenen Mann. Er erhob sich vom Sessel und neigte sich über den Tisch dichter zu dem regungslosen Weibe.

Nein, Lucia, sagte er heiser, ich habe damals nicht gelogen. Das Netz zog ihn in die Tiefe, seine Rüste verstrickten sich, nicht ich habe den Kahn umgestoßen; aber das ist nicht Alles. Ich saß noch am Steuer, als er schon hinuntergestürzt war. Giffig war mein Gebirn, meine Augen fixierten auf den Strudel neben mir, der sich über seinem Haupt geschlossen hatte, ich sah die Blasen aufsteigen, als wollten sie mir zurufen: er athmet noch da unten! Und jetzt, jetzt tauchte eine seiner Hände über den Wellen auf und haschte nach einer festen Hand seines Freundes, eine Bootslänge nur sah ich sie von mir entfernt — ein silberner Ring glänzte am kleinen Finger in der Sonne — nur das Ruder hatt' ich hinzustrecken brauchen und er war gerettet, Lucia! Wollte ich ihn denn nicht retten? mußte ich es nicht wollen? hielt ich nicht das Ruder auf den Knien, und nur ein Ruck des Armes und die Hand mit dem Ring hätte sich darum festgeklammert? Aber da sah das Gespenst in meiner Brust und lähmte mir jede Faser und verstopfte mir jeden Blutstropfen;

wie vom Schlage gerührt saß ich fest, Euer Bild tanzte auf den Wellen, der Dunkel, Rino, mir schwindelte, zu schreien versucht' ich — und immer stierte ich auf die Hand — und die Hand sank, jetzt bis an den Ring, jetzt bis an die Fingerspizen, und jetzt — war sie versunken.

Erst da ließ mich die Hölle los; ich schrie wie ein Toller, ich sprang über Bord, daß der Kahn umschlug und tauchte hinab, und wieder auf, und wieder hinab, und fand ihn nicht, obwohl ich sonst hundertmal eine kleine Münze vom Meeresgrund heraufgeholt habe, und schwamm endlich wieder zu meinem Boote zurück, die Verzweiflung im Herzen und das Lachen der Hölle vor meinen Ohren. Aber das Maß war noch nicht voll. Wie ich nach Hause kam ohne ihn, brach meine Schwester am Herd zusammen wie eine verlöschende Flamme; der Ring am Finger jener Hand, die aus den Wellen gefarrt hatte, war ihr Ring. Tags zuvor hatte sie ihn mit dem feinigsten getauscht, ohne daß ich es wußte. —

Er warf sich wieder in den Stuhl zurück und kehrte das Gesicht mit geschlossenen Augen gegen die Decke. Der Lauscher in der Mühlenkammer hörte ihn lange wie einen schwer Schlafenden röcheln aus der gepreßten Brust, während das unglückliche junge Weib sich mehrmals mit der Hand über die Stirne fuhr, die kalten Tropfen wegzuwischen. Das Furchtbare, das sie vernommen, hatte ihre Züge, die weich und sinnlich waren, geabelt; sie war schöner als zuvor, aber sie dachte nicht mehr daran.

Zuletzt schien Tommaso wie aus einem Halbschlummer aufzuwachen. Seid Ihr noch hier, Lucia? sprach er hastig. Was wollt Ihr noch von Tommaso? Seht Ihr sie nicht auch zwischen uns, die Hand mit dem silbernen Ring, die überall vor mir auftaucht und gen Himmel weist? Wenn wir am Altare stünden und Ihr strecket mir Eure Hand mit dem Goldreif entgegen, das Haar würde mir aufstehen, meine Augen sich verwirren, Gold wie Silber, Lucia's Hand wie Rino's scheinen, und Teufel mich aus der Kirche peitschen. — Geht heim, Lucia; vergeßt dies Alles, haltet Euren Schwur und betet für Tommaso!

Damit stand er auf und trat an den Herd. Der Deutsche sah, wie sie heftig zitterte. Wird es nie anders werden? hauchte sie endlich hervor. — Er schüttelte nur, ihr abgewandt stehend, die Locken und machte mit dem Zeigefinger die Geberde des Verneinens. — So behüte Euch Gott, Tomà; so gieße die Madonna Trost in Euer Herz und Schlaf zu Nacht auf deine Augen, Tomà, und — auf die meinen — die ewig nach dir weinen werden! Ich danke dir, daß ich Alles weiß; ich könnt' es sonst nicht tragen, daß wir uns verloren haben. Ich danke dir, daß du mich noch liebst; verlern' es nicht, es ist Alles, was ich noch habe! —

Er sah nicht mehr nach ihr um, sah die Thränenflut nicht, die ihr still aus den Augen stürzte, nicht das Winken mit beiden Händen zum Abschiedsgruß und ihr gewaltfames sich-Abwenden um zu gehen. Sie ließ die Thür offen hinter sich, und die Schwester, die gleich nach dem Abschied hereinstürzte, fand ihn noch wie vorher am Herd. Tomà! rief sie mit dem wildesten Schluchzen und Jauchzen und schlang die Arme um den stillen Mann, du hast ihr abesagt, Du bist mein, wir bleiben unser! — Jetzt erst sah sie die tiefe Blässe auf seinem Gesicht und erschrak. Wehe! rief sie, so tief ging es Dir ans Leben? Nein, Tomà, das nicht, das sollst du nicht für mich thun. Noch erreicht sie deine Stimme; rufe sie zurück, mein Bruder, sage ihr —

Still, Kind! unterbrach er sie fest und zwang ein Lächeln auf seinen Mund, während die Augen mit der schmerzlichsten Innigkeit auf ihre Stirne niederblickten. Es ist vorbei und zu Ende. Ich bringe kein Opfer, glaub es Kind, dir kein Opfer. Wärest du vor vier Jahren aus der Ohnmacht nicht wieder aufgelebt, ich hätte dennoch zu ihr gesprochen, wie ich gethan. — Es wird bald Nacht sein. Ich will noch einen Gang in die Schlucht hinauf machen, und sehen, wie es oben steht mit dem Mühlbach. Ich sehe dich noch vor Schlafengehn, meine Schwester, meine Teresa! Morgen ist ein neuer Tag.

Er küßte sie auf die Stirn und verschwand durch die Thür, die nach der Wiese ging.

Erst eine geraume Weile später wagte der Fremde die Thür der Mühlenkammer zu öffnen. Teresa

erschraf, als er zu ihr trat; sie hatte seine Nähe, wie es schien, völlig vergessen. Ihr habt Alles gehört, sagte sie ernsthaft; besorgt nicht, daß ich Euch ausfrage. Tommaso wollte nicht, daß ich es höre; das ist mir genug. Wo lebt auf Erden ein Bruder wie er? Sagt, ob mein Loos nicht zu beneiden ist! O Tommaso!

Er nickte stumm und reichte ihr die Hand. Gute Nacht, Teresa, sagte er. Ich brauche Euch nicht zu bitten, daß Ihr es Euerm Bruder niemals sagt, wer seinem Gespräch mit Lucia zugehört hat. Es könnte ihm doch nur ein verhasster Gedanke sein, daß ein Fremder Zeuge war, wo die eigene Schwester ausgeschlossen blieb.

Wie soll er es erfahren, erwiderte sie feierlich. Einen Bruder wie ihn zu betrüben, — wie käme mir das in den Sinn, für die er sein Leben gäbe! —

Er mußte sich abwenden, um nicht zu verrathen, wie furchtbar ihre arglose Hingebung an Den, der ihr das Theuerste entwendet, ihm durchs Herz schnitt. Worte des innersten Antheils schwebten ihm auf der Zunge; er unterdrückte sie, denn sie erwartete Glückwünsche von ihm und das Zeugniß, daß sie des Reides werth sei. Er sah den silbernen Ring an ihrem Finger und an der Wand drüben das Bild des Todten, und sagte sich: dies sieht Tommaso Tag für Tag und muß leben und dulden, daß die Schwester ihn liebt! —

Teresa, sagte er, erhalte dir Gott den Frieden, den du gerettet hast. Leb wohl! Ich nehme dein Bild mit hinweg, anders als ich dachte, aber unvergänglicher! —

Sie trennten sich rasch, ohne viel zu reden auf dem Wege die Schlucht hinab, den er wieder auf dem Rücken des Thieres zurücklegte. Noch lange stand er unten und sah nach der Mühle hinauf und ließ sich von der Kühle des Bachs seine heiße Stirn umwehn. Die Nacht brach herein. Er konnte noch nicht den Heimweg suchen; seine Gedanken trieben ihn weit über die Höhen auf wechselnden Pfaden. Als er einen Felsenabhang erstieg, der sich weit ins Meer vorstreckte, gewahrte er am äußersten Rande eine männliche Gestalt, der die Locken im Winde ums Haupt flatterten. Der Mann spähte unverwandt über das Meer hinaus, wo in der Richtung von Carrotta nach Neapel ein winziges Boot tief unten das Segel blähte. Er glaubte den Einsamen dort oben zu erkennen und zu wissen, wer in dem Boote saß, und in tiefer Bewegung schlug er den nächsten Pfad ein, der ihn zu den Wohnungen glücklicherer Menschen hinunter führte. Die Muse, nach deren Anblick er über Tag vergebens geseufzt hatte, war ihm erschienen. Aber das Antlitz, das sie ihm zeigte, war streng und ehern, und scheuchte zur Sühne für seinen verzagten Unmuth bis weit über Mitternacht den Schlaf von seinem Haupt.

## Zu den Bildern.

Es braucht Einer nur irgend ein gutes Bild von eigen-  
thümlicher Richtung oder besonderem Inhalt zu malen und  
er wird sofort als Mann der Spezialität eingerechnet. Für  
die Kennerchaft ist das eine ganz bequeme Sache; fortan  
braucht man dem Künstler nur in diesem Genre Alles, in  
allen übrigen Nichts zuzutrauen. Er läßt sich auf beschränk-  
terem Terrain besser kontrolliren, er giebt nicht immer neue  
Aufgaben auf. So ging es fast mit Karl Arnold. Er  
hatte den guten Einfall, einen Stall voll eingefangener Hunde  
zu malen, welche sich ohne Maulkorb hatten betreten lassen.  
Das Stück zeigte die feinste Charakteristik durch alle Naturen  
und Rangunterschiede dieser gemischten Hunde-Gesellschaft hin-  
durch; man mußte laut auflachen. Seitdem will alle Welt  
Arnold'sche Hunde gemalt haben, wie man von Gottfried  
Mind, dem Kagenraschel, nur Kagen begehrt. Aber man will  
sie nicht, wie sie in der Naturgeschichte stehen, auch nicht, wie  
sie dem angeleiteten Verufe nachgehen, auf der Jagd oder vor  
dem Milchwagen, sondern vielmehr, wie sie sich in ihrer eigen-  
en Kulturwelt ausnehmen, welche sie befähigt, Charaktere  
zu sein und Novellen zu erleben, die Arnold mit so vielem  
Humor vorträgt. Auch der kleine Liebling der Leserin auf  
dem Lieblingsplätzchen liegt nicht motu suo da. Er hat knar-  
rende Tritte gehört und knarrt unwillig, daß Jemand seine  
Herrin stören möchte. Aber sie ist nicht so leicht geködert, sie ist  
viel zu sehr vertieft in ihr Buch. Was sie wohl lesen mag?  
Unsere Argo ist es nicht; das Format ist zu klein. Wenn es  
nicht Geibel's Neue Gedichte sind oder Storm's Immensee,  
so kann es nur Herz's Braut von Cypern sein oder Lenz's  
Lieder aus Rom, es sei denn, daß Montane's Gedichte sie ge-  
fesselt halten. Anziehend ist das Buch auf alle Fälle, sonst  
wäre nicht so viel liebliche Spannung in ihrem Gesichte.

Dieselbe Aufmerksamkeit, die sie dem Buche, wieweil jener  
keine Enkel dem Großvater, der ihn mit seiner Schwester  
am Sonntag mitgenommen hat auf den Hügel draußen vor  
dem Dorfe, um ihnen zu zeigen, wie groß die Welt ist. Der  
Sonntag ist recht für die Großväter, und es giebt wohl kei-  
nen, der den Tag des Herrn nicht mit den Enkeln zu ver-  
leben liebt, keinen Enkel, dem dieser heilige Hausgebrauch  
nicht eine Quelle früherer Freuden und späterer Erinnerungen  
geworden ist. Es fehlt auch hier der Handbund nicht, der  
sicher eben so gut wie die Kinder eine Empfindung für die  
regelmäßige Wiederkehr des Sonntagspaziergangs hat und  
der auf seine Art an der Betrachtung der Aussicht mit Ernst  
und Ueberlegung Theil nimmt.

Bei den beiden Bildern von Arnold werden wir zu Jen-  
gen des Genusses Anderer gemacht und unser theilnehmendes

Herz wird zur Mitfreude angeregt. Man macht uns zu den  
Genießenden selbst, indem er eine Winter- und eine Sommer-  
landschaft, oder vielmehr ein Stück Winter- und ein Stück  
Sommernatur vorlegt, beides die Stimmung wachend, die in  
ihnen niedergelegt ist: der nehmende Winter und der gebende  
Sommer. Dort hängen krächzende Raben an schwarzen kah-  
len Zweigen, die im sommerlichen Buchenwald gewiß so viele  
lustigen Vogelgeänge verhedden; blutiger Raub ernährt die  
hungrigen Geschöpfe, die der Mensch nicht mit in seine Behau-  
sung nimmt; der Sommer aber giebt selbst den häuslichen  
Blüthenbüscheln des saftigen Grases in Frieden und vollauf. Vor  
dem Winterbilde denkt man an die dichten Jellen, worin  
Lampen und gasliche Feuer brennen und die Gedanken sich  
an die ausgeschriebenen Gedanken Anderer heften; im Som-  
mer denkt man:

„Genug mit Forstchen und Suchen  
In diesen Büchern, genug,  
Nun gehn wir unter Buchen,  
Da braucht man doch kein Buch.“

da findet man Alles unter den grünen Schirmbüchern: Küh-  
lung und Lust und statt der Gedanken anmuthige Träume.

Aus diesen lassen wir uns durch eine Kavalkade auf-  
schrecken, wie sie freilich „unter Buchen“ wohl niemals zu finden  
ist. Hofmann nimmt uns über Feld, um uns fünf Gäute  
zu zeigen. Die Weisten dieser Lieblinge des Neptun haben  
ohne Zweifel den Glanzabschnitt ihres Lebens hinter sich und  
werden nun, da das Stadtleben sie verdorben hat, aufs  
Land geschickt und bei diesem Tausche und in ihren etwanigen  
Erwartungen sicher getäuscht. Die Physiognomie der Reiter  
bürgt dafür, daß es ihren künftigen Besitzern auch nicht an-  
ders gehen wird. Nothwendig ist es eigentlich nicht und, das  
böse Wort Kofstämmer bezieht sich nur auf den Tausch, nicht  
aber auf die Täuschung, wie sich das Wort Kofstamm, wie  
die Pferdehändler auch genannt werden, nicht auf das Reini-  
gungsinstrument bezieht, sondern — eigentlich Kofstamb ge-  
schrieben — von dem mittellateinischen cambium, welches so  
viel wie Tauschhandel bedeutet, herkommt. Daher will es  
uns auch nicht in den Sinn, daß ein gewandter Mann der  
Zunft gesagt haben soll: Potsdam sei ein schlechter Ort für  
den Pferdemarkt, weil man keinen Handel fertig brächte, eh'  
nicht das Glockenspiel von der Garnison-Kirche sein: „Neb'  
immer Treu und Redlichkeit“ dazwischen sänge. —

Schornsteinfegerjungen sind wenn gleich einfarbige, doch  
sehr poetische und malerische Gestalten, poetisch weniger viel-  
leicht durch die tägliche und gewandte Übung der schweren

Aufgabe, durch Nacht zum Licht vorzubringen, als durch das mächtige und koboldhafte Wesen, welches ihnen eigen ist; materisch vielleicht, weil sie als lebende Silhouette herumwandeln. Dieser harmlose Teufel hier hat die Puppe der Kinder gefunden und hat die Galanterie, sie nicht mit seinen ruffigen Händen anzufassen, sondern sie auf den glatten Metallring zu stecken, der seinem Besenstiel oben Halt giebt. Das Geschlecht der Lebkügel ist überhaupt — haben wir bemerkt — ein höchst dankbares Volk von Stofflieferern für den Genre-maler. Da die Lehrjahre meist mit den Kleiderjahren zusammenfallen, so giebt es tausend Veranlassungen, sich und Andere über den angebenden Ernst des Lebens zu täuschen, und die mit der Ortsschule in Opposition lebten, warum sollten sie es vor der Hand nicht auch mit der Lebensschule? Dann aber bieten sie schon als Figuren für die zeichnende Kunst den Vortheil, daß sich das Charakteristische ihrer Beschäftigung erst leise aufträgt und einen guten, oft sehr heitern Gegenstand zur annoch unüberwundenen Naturwüchsigkeit bildet.

Für manchen berühmten, manchen Staatsmann ist die Pagenzeit die Lehrzeit gewesen, und diese Art Lehre steht — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — in dem Rufe, den tollen Streichen besonders günstig zu sein. Auch pflegt die Kunst des Liebens da besonders zu gedeihen, und der haumbärtige Jüngling, den Hofmann und da auf die Mauerbrüstung gebracht hat (falls es nicht ein verkapptes Mädchen ist, das sich ein Pärchen gemalt hat), scheint namentlich diese Studien nicht vernachlässigen zu wollen.

Wie die Pagen für die Zeit der Sandstein-Hüthen und Knochen passen, so auch und ganz besonders für die Schöpfer, aus der Zeit des Bernini und Borromini, wie uns Kieffahl eines vorführt, der überhaupt gern in seinen landschaftlichen Vorstellungen einen Zug aus alten verklungenen Zeiten einmischet. Es hat etwas geheimnißvoll Anziehendes, wie die Natur allmählig die Architektur zu sich zurückarbeitet. Mit dem zarten Moose fängt sie an; dieses pflanzt sie zuerst auf den trostigen Stein und allmählig weiter und weiter spinnt sie das von den Menschen nicht mehr durchwaltete Schloß ein, um ihren Organismus wieder zum Rechte zu bringen, wo sich der stolze Organismus der Menschekunst ausgebreitet hätte. Dieser Proceß ist aber kein feindlicher; nicht nur ihre Steine und ihr Holz giebt die Natur für die Bauten der Menschen, sondern es ist nach dem treffenden Ausdruck Schnaase's die Architektur „die eigentliche Reise des Keimes, der in der Natur des Landes lag; denn nur der Volksgeist, der sich innig an die Natur anschließt, vermag die wahrhaft schöne Architektur des Landes zu schaffen, und diese Eine bleibt es für alle Zeiten. Aber so erscheint sie zunächst noch als menschliche That und hat gegen die allgemeine Natur-Anlage die Bedeutung einer besonderen, wenn auch der vollkommensten Ausbildung. Sie steht daher erst dann in vollem Einklange mit ihr, wenn sie den Charakter der gegenwärtigen, menschlichen That verloren hat, wenn sie als Vergangenes, als Ruine neben den weniger bedeutenden Formen späterer Generationen anspruchslos, wie ein natürliches Ding unter den anderen natürlichen Dingen erscheint. So ist die Einheit des Menschen mit der Natur vollendet, da sein Werk, das sich über den Boden erhebt, wieder zu ihm zurückkehrt.“ Aber indem uns hier der Künstler eine Architektur zeigt, die zum großen Theil schon in den Schooß zurückgenommen worden ist, was spielt und webt wieder auf den Trümmern? —

stöhnliche, frischblütige Menschenkinder, Kinder zwar erst; aber im Kreislauf der Dinge, die neuen Architekten, die neuen Beherrscher der Natur.

Das sie das sind, wußte auch die alte Kiesenmutter, als ihr die Hüntenochter den vom Felde aufgenommenen Bauern mit Pferden und Pflug in der Schürze nach Hause brachte.

„Das ist der lütten Lude Mann,“

sagte sie

„De wi all lang gesüchtet han,  
De willen uns verdriven.“

Es ist in dieser Mär ausgeprochen, daß die ungefüge Naturkraft eine Ahnung davon hat, daß sie durch den Geist besiegt werden soll, wenn er auch nur damit beginnt, die Scholle zu wenden. Wir Civilisirten aber — wenn die Abendsonne um die dunklen Kiesenränder spielt, wie der Künstler eins in das Album gelegt hat — träumen wiederum gern von jenen Zeiten; wir sehen davon nur die Kraft und den Glanz, nicht aber die Noth und Beschränkung.

Zu andern Örtern führt uns Widniowski. Die unter den Kiesenhügeln liegen auf dem allgemeinen Kirchhof der Natur — kaum leben sie mit einem „vielleicht“ in den Büchern des Forschers: auf dem kleinen Dorf-Kirchhofe hier leben sie noch in den Herzen der Lebenden, von denen Gray singt:

„Ein kleines Denkmal, das als Ehrenschild  
Vor Schmach auch diese Reste decken soll,  
Ein harter Reim und ein unfröhlich Bild  
Verlangen eines Seufzers letzten Hüll.“

Ihr Nam', ihr Jahr, von ungelehrter Hand,  
Ist ihnen mehr als Ruhm der Dichtung werth;  
Und ländlich giebt die Muse rund am Rand  
Den Spruch der Bibel, welcher sterben lehrt.“

Auch diese beiden Alten, welche eben durch die Kirchhofstür kommen, um durch blumengeschmückte Gräber zum Hause des Herrn zu gehn, haben vielleicht schon jüngeren Gebeinen das einfache Kreuz gesetzt. Aber sie haben den Anker gefunden, der diesem nimmer fern ist: das Gottvertrauen, und so treten sie daher, aufrecht, stille und fromm, das wahre Bild gottseliger Sonntagstimmung. Hier ist Sonntagstier. So lange sie nicht so im Gemüth ist, wie diesen beiden Alten, wird sie nicht erzielt werden durch Absperren und Dämpfen des Lebens. Wer aber am Sonntag ruhen kann von der Arbeit, wie der Herr geruht hat, in dessen Seele wird er einziehen, und was sie in solcher Stimmung immer thun, es geschieht zu seiner Ehre und zu seinem Preise.

Die beiden Alten haben des Lebens wechselvolles Spiel mit einander treulich durchgemacht. Das steht dem jungen Paare noch bevor, das wir auf der andern Tafel des Künstlers erblicken, und das noch an keinen Ernst und keine Traurigkeit denkt. Ueber dem wogenden Korn liegt der sanfte Sommerabendsimmel, und seine Schwärmerci und ihre Munterkeit fühlen sich so wohl bei einander. Er ist ganz, und mit Recht, in ihren Besitz versunken. Er trägt sie am Arm, er hält den selben kurzen Schritt mit ihr, er schaut sie glücklich an und seine Worte wetteifern mit seinen Blicken, sich in dem Herzen heimlich zu machen, welches er sein weiß.

Was ihre Nationalität anbetrifft, so sehen sie fast französisch aus. Vielleicht sind sie aus der schönen Normandie, aus dem Lande, das G. H. Hoguet, wie unsere Leser wissen,

zu schildern liebt, und von dem unsere schönen Leserinnen das Lied des Heimwehs zu singen wissen, welches anhebt: quand tout renaît à l'espérance. Es soll schön genug sein, dieses Land, um Heimweh zu erwecken, und es heftet sich der Glanz der Romantik an seine Geschichte. Das Bild unseres Künstlers giebt uns nur einen kleinen, aber charakteristischen Blick in ein Dorf. Eine Hütte, eine Mühle, ein Baum mit Gebüsch, Ackergeräth und eine Herde — weiter braucht es überall nicht, um ein poetisches Bild zu erzeugen. Um so besser, wenn, wie hier, der Maler verstanden hat, diesen Dingen den Stempel der Gegend, der Jahres- und der Tageszeit deutlich aufzudrücken.

Zu dem nächsten Blatte übergehend, sei es uns erlaubt, der im vorigen Jahrgange beobachteten Seite zu gedenken, etwas von den Lebensnachrichten unserer Künstler mitzutheilen, da Wilhelm Amberg, den Besuchern der Berliner Ausstellungen wohlbekannt, das vorige Mal nicht mit uns gefahren ist.

Derselbe wurde im Jahre 1822 in Berlin geboren, lernte bei Herbig und Karl Begas und besuchte dann in den Jahren 1843 bis 1847 Paris und Italien. Schon im Jahre 1843 trat er mit lebensgroßen Bildnissen, meist Kniestützen, auf der Berliner Ausstellung auf, welche sich Beifall erwarben. Seitdem ist er nur in der Gasse der Kunstfreunde gewachsen. Zwei Gebiete sind es, die er vorzugsweise anbaut. Erstens das Porträt; und hier ist es wieder das zarte Geschlecht, für dessen Schönheit er ein eleganter feiner Darsteller geworden ist, der eine geschmackvolle Anordnung mit einer sinnigen Auffassung zu verbinden weiß. Die Schönheit der weiblichen Erscheinung geht ihm über Alles und er weiß recht gut, das die Schönheit, welche allerdings nur Eine ist, sich in tausend Mannigfaltigkeiten darzulegen weiß. So muß ihm das Porträt den Vorwand für die Schönheit und die Schönheit den Vorwand für das Porträt geben. Wer weiß, welche schelmische Leserin er hier in das Rococo-Kostüm der Krüppel gesteckt hat, die im Begriff ist, einem armen Lieutenant durch ein sehr bedecktes, aber nicht ernsthaft gemeintes Liebesgelächter den Kopf warm zu machen. Schade, daß Theodor Storm diesmal nicht mit an Bord ist; das wäre recht eine Figur und eine Situation für ihn, um eine Sommergeschichte daran zu knüpfen. — Das andere Gebiet aber, auf welchem sich Amberg mit Kunsthut und Geschick bewegt, ist das mythologische. Dieses ist sonst in der neuern Kunst stark außer Cours gekommen. Die Götter Griechenlands kommen in der Malerei heutzutage nicht anders zur Darstellung, als im Tempeldienst der Kunst. Weicht man ihnen einen solchen, so treten sie in ihre Rechte; an und für sich geben sie selten mehr den Stoff zu Darstellungen her. Und sie haben sich nur so lange gehalten und halten sich noch, weil sie den einzig gültigen Vorwand für die unbefleckte schöne Körpererscheinung bieten. Dazu kommt ihre allegorische Verwendbarkeit, die sie in den Zeiten, welche die Diplomatie erschuf, unentbehrlich machte. Denn es war eine diplomatische Sprache, diese allegorischen Darstellungen; die noch immer sehr anmuthig sein kann, wenn der Diplomat Rubens in ihr das Leben der Maria von Medici erzählt, die aber bei den kleineren Meistern gelegentlich in ihrer Uebertreibung lässig wird. Wir haben dieselbe Erscheinung in der Poesie. Man kommt namentlich bei der damaligen Fest- und Gelegenheits-Poesie aus dem Gewimmel der Götter und Göttinnen und Ab-

fractionen gar nicht heraus. Was fiel da — wenn Abschweifung erlaubt ist — neulich ein Buch in die Hände, welches die Theresiade genannt war und ein Ehrengedicht auf Maria Theresia von Chr. v. Schreyb enthielt (1746 in Wien gedruckt und von Samuel Kleiner und Martin Trojoff mit hübschen Kupfern verziert). Der Verfasser wird an der Hand der Thalia in mächtigen Kreisen durch die Luft geführt. Endlich finden sie in einer Gasse von Wien ein „Weißbrot“ liegen. Das ist die Wahrheit. Sie beweist sich „sonders freundlich“ gegen die beiden, und nun kommen die drei, die Wahrheit vortretend, Thalia die Nachhut bildend, mit Müß an eines Hauses Thor.

„Das nicht verschlossen war, ein wenig offen stunde,  
Wir waren voller Trost, daß sich ein Durchgang fände.  
Die Wahrheit stämmte sich, und wir mit ihr, daran,  
Daß wir es unbeschwert und scherzend aufgethan.“

Auf dem Hofe in einer Ecke finden sie, schwach beleuchtet, eine sehr ärmliche Wohnung, worin „vier Personen in unbequemem Ruh“ lagen, von denen es heißt:

„Wir sahen auch, daß es ein Frauenzimmer sey,  
Dem das Bedürfnis Stroh, statt eines Ruh-Betts stref.  
Die Armuth ließ sehr groß; sonst sah'n wir nichts zugegen;  
Der Werk-Feig und das Stroh, war Reichthum und Vermögen.“

Was mich befremdete, war ihre Leib-Gestalt,  
Ihr reizend Angesicht in solchem Aufenthalt.“

Kurz, es sind die Künste, die vor dem Waffentlärm ein wenig abhanden gekommen sind. Aber der Dichter heißt sie aufstehen und sich anziehen und nun gehen alle mitkommen nach einem großen Ehrentempel, wo der Herrlichkeiten kein Ende ist. Sie treten endlich hinein. Der Dichter sagt:

„Lust, Kummer, Freud und Sorg, Angst, Ehrfurcht und Begier  
Bekanntem meine Brust und rissen mich von mir.“

Nun ist große Sitzung und es begiebt sich ein langer Streit der Tugenden, welche alle persönlich auftreten und nach Gestalt beschrieben werden. Dann halten sie äußerst lange Reden, deren Zweck ein Rangstreit ist, wer nämlich an dem Ehrentempel für die Kaiserin den feineren Fried schmücken soll. Die Uebersetzung, die hier der „Zweifel“ genannt wird, nimmt zuerst das Wort und nacheinander reden dann Tapferkeit, Unerkrodenheit, Grobmuth, Frömmigkeit, Majestät, Gerechtigkeit, Weisheit, Gnade, Leutseligkeit, Barmherzigkeit, Mildigkeit und Treue. Damit ist der erste Quartband zu Ende und die Tugenden scheinen über diese Vorfrage noch lange nicht einig zu werden. Vielleicht zum Vortheil des Lesers schliessen die folgenden Bände und wir kommen zu unserer heutzutage gottlob nicht so schlecht logierten, Kunst zurück.

Es war noch zu sagen, daß Amberg, wie vor ihm schon A. von Ribber, eine Art mythologischer Darstellungen cultivirt, welche man mit Zug mythologischer Genre nennen kann. Hier handelt es sich natürlich nicht um die Thaten der zwölf Götter, sondern um Situationen der *ill minorum gentium*, zu denen bekanntlich der selbst noch heute nur zu mächtige Gros gehört. Amberg hat ihn mehrfach im Verkehr mit Nymphen dargestellt und seine derartigen Scenen sind ebenso lebenswändig erfunden, als in düstler klarer Farbe ausgeführt.

Steffel bringt wieder ein Ibersäck, welches die Thier- und Jagdliebhaber sehr erfreuen wird. Wir haben uns sagen lassen, daß der Bau dieser Jagdbunde durchaus untadelhaft sei; ja ein fürstlicher Jagd-Entusiast — und das müssen wir ihm zugestehen, ein ausgezeichneter Kenner — wollte versichern, diese beiden Hunde seien so individuell aufgefaßt, daß er uns haarklein ihren Charakter und ihre Fähigkeiten beschreiben könnte. Desto besser. Wir, die wir den Blick mehr auf das Allgemeine gerichtet halten, erkennen eben so deutlich, welche allgemeine Hundeseigenthümlichkeit der sehr beobachtende Künstler hier zum Ausdruck gebracht hat, die Kriegslust nämlich, die sie mitunter beim Ringen zu brauchen pflegen, daß sie den Blick ganz wo anders hin richten und doch dabei den Gegner im Auge behalten.

Köffler hat ein sehr ergötzliches Dorsstück beigezeichnet, bei dem man wahrlich nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Wahrheit oder die Komik? Und doch liegt zugleich in dieser, wie in allen Szenen der harmloseren Karrikatur, ein Zug, der mehr das Mitleid als den Spott herausfordert. Die Beschränktheit dieses vermuthlich Größten aller Schüler hindert ihn, sich unter den Oberwüchsigen zu behaupten; so sucht er durch Verstand, den er den Kleinen leistet, einen Standpunkt in der Schulbuben-Republik; denn irgendwoher muß ein Jeder Unabhängigkeit und Anerkennung haben. Das geht im Leben auch nicht anders. Der Kleine zollt sie jetzt noch, ja er ist augenblicklich stolz auf die Herabsetzung des Langen. Aber wir wissen nicht, ob das so bleiben wird; dazu müßten wir ihm in's Gesicht sehen können.

Hübsch ist diese Dorfjugend nicht, und wir müssen es Gustav Richter doppelt Dank wissen, daß er uns wieder zu dem schönen Geschlechte führt. Wir sehen eine jener natürlichen Frauengestalten, an denen keine Studienmappen unter irgend einem Vorwande so reich geworden sind. Diese hier ist den Qualen der Erwartung hingegeben und aus der ganzen Haltung und dem Ausdruck des Gesichts möchten wir abnehmen, daß sie auf der Skala des Harrens nicht weit von dem fatalen „vergeblich“ steht. Wer kennt sie nicht, diese böse Stufenfolge: zuerst muntere Unruhe, dann schlüchtige Ungeduld, nun das unverwandte Spähen, endlich der erste Zweifel und das Kombiniren und Berechnen der Möglichkeiten, dann die Unmöglichkeit, selber eine Minute als die letzte zu bezeichnen, da in der nächsten vielleicht noch ein Wunder geschehen kann, — es geschieht aber nicht, und dann kommt der Wismuth. Wir wollen der schönen Venetianerin dieses harte Schicksal nicht gönnen.

Gustav Richter (geb. am 3. August 1823 in Berlin, anfänglich zum Baufache hinnegend, dann sich zur Malerei wendend, legte den ersten Grund zu seiner künstlerischen Ausbildung auf der Akademie seiner Vaterstadt unter Holbein's Anleitung. 19 Jahre alt ging er nach Paris, wo er in der Werkstatt von Leon Cogniet zwei Jahre studirte. Sein erstes Bild, womit er hervortrat, war: „Antigone, ihren Bruder bestattend“; es folgte sich darin die damalige Richtung der französischen Geschichtsmalerei, zeigte aber so entschiedenes Talent, daß der Künstler vom Könige von Preußen die Mittel zu einer Reise nach Rom erhielt. Drei Jahre verweilte er in der ewigen Stadt. Seine heimgebrachten Studienmappen enthielten einen großen Reichthum von Gestalten und Genreszenen, besonders eine große Galerie römischer und albanischer Schönheiten, charakteristische und herliche Gestalten, wie sie unter

der glücklichen Sonne des Südens reifen, Alle in eigenthümlich kräftiger Weise aquarellirt. Nachdem er dann im Berliner neuen Museum beschäftigt war, den Saal der nordischen Alterthümer mit Fresken aus der Edda nach den Entwürfen von Robert Müller von Göttingen ausschmücken zu helfen, erschien er plötzlich auf der Ausstellung von 1852 mit einem lebensgroßen weiblichen Portrait in Oel, wodurch er sich mit einem Schlage den besten Bildnißmalern zur Seite stellte. Es erinnerte an die alten Meister, machte die allgemeinste Senkation und wurde sogar in den Zeitungsbllättern besungen.

Es ist natürlich, daß Richter nach solchem Erfolge einer der beliebtesten Portraitmalers, besonders der vornehmen Damenwelt, wurde. Aber er suchte den Ruhm noch auf anderem Gebiete. Es ist auch in weiteren Kreisen nicht unbekannt, wie im Fokal der Berliner Akademie der Künste zur Weihnachtszeit schön und sorgfältig ausgeführte helle Transparentbilder im dunklen Saale unter feierlich stimmenden Gesängen des königlichen Domchor's zur Schau gebracht werden, eine schöne Sitte, welche man auch anderswo nicht ohne Erfolg nachgeahmt hat. Zu einer solchen Schaustellung hatte Richter „die Aufweckung von Jatri Löchterein“ gemalt. Sr. Maj. dem Könige, der niemals versieht, diese Weihnachtsfeier zu besuchen, gefiel das Richtersche Bild so sehr, daß er die Ausführung in Oel anbefahl. Das war eine Gelegenheit in die rechten Hände gegeben. Auf der Ausstellung von 1856 erschien ein Bild, welches dem Künstler einen allgemeinen Triumph bereitere. Der heftigste Schmerz, der sich noch in seinen Verlust nicht finden kann, wünscht immer, daß seinetwegen, daß nur diesmal ein Wunder geschehen möge. Hier geschieht es wirklich und was dann in den Gemüthern der Betheiligten vorgeht, das hat der Künstler mit überredendem Farbenzauber geschildert. Das Bild hat durch die königliche Munizgenz auch andere Ausstellungen besuchen dürfen, und somit Gelegenheit gehabt, nicht bloß unserer Nation, sondern auch bei einem Besuch des Pariser Salons den überrheinischen Nachbarn bekannt zu werden.

Da es nichts im Verthe der Lebens giebt, das dem Stifte Renzel's fern bleibt, so darf man sich nicht wundern, ihn in der Thierbude anzutreffen. Aber es haben nicht bloß diese, es haben alle Arten von Schaubuden das Interesse der Künstler, sagen wir lieber gleich des ganzen gebildeten Publikums für sich. Holtei hat all' das fahrende Künstlerthum in seinem Roman: „die Vagabunden“ vor trefflich gezeichnet und beschrieben. Wenn man diesen Roman gelesen hat, pflegt man wohl unter Kunststreichern und bei Saitenzügnern, Wachsfiguren und Taschenspielern die Gestalten zu suchen, welche der Dichter so lebenswahr und zum Wiedererkennen getreu geschildert hat. So sollte man denken, der Wärtter da sei der Schwarzbart aus Mama Simonelli's Menagerie, und Anton Hahn müsse nun auch nicht weit sein. Man sieht, die Menagerie „arbeitet“ eben, d. h. es ist die interessante Zutterzeit. Es ist sehr komisch, daß gerade die „Vagabunden“ für ihre Schaustellungen das technische Wort „arbeiten“ gebrauchen. Murphy könnte den ganzen Tag dabeim sitzen und studiren, er arbeitet erst, wenn er Abends durch den Concertsaal geht und sich ansehen läßt. Gerade so komisch, als daß die Schauspieler niemals eine Rolle einstudiren, sondern „liefern“; es ist eine große Lust am Widerspruche in der menschlichen Natur.

Die beiden letztgenannten Blätter hat G. Fekert nach Aquarellen der Meister auf Stein gezeichnet. Jedert, schon längst als geistvoller Portraitdarsteller auf dem Stein bekannt, gehört auch in Bezug auf Gegenstände anderer Art zu den vorzüglichsten Meistern seines Faches, welches er neuerdings durch die vollendete Lithographie des in der Galerie Raventé befindlichen Gemäldes: „die böhmischen Musikanten“ von L. Gallait, bewiesen hat. Dieses Blatt muß ein wahrer Triumph des Steindrucks genannt werden.

Wie Menzel der Schilderer der bewegten Menschenwelt ist, so ist Graeb der Maler der ruhigen Schaupläze der Natur.

Karl Graeb (geb. den 18. März 1816 in Berlin) machte seine künstlerischen Studien unter Anleitung seines Schwiegervaters, des ausgezeichneten Dekorationsmalers Gerst. Die Dekorationsmalerei erfordert zwei wichtige Eigenschaften: gründliches Studium der Linear-Perspective, also untadelhafte Zeichnung, und Sinn und Verständnis für die Wirkung der Farbe. Beide Eigenschaften vereinigt geben einen tüchtigen Landschaftsmaler, und so stehen in der That viele unserer gerühmtesten Künstler dieses Gebietes mit der Wurzel ihrer Studien in der Dekorationsmalerei, und was Gerst betrifft, so strebte seine echt künstlerische Natur stets, in seinen Schülern den ganzen Künstler, ja wissenschaftlich unterrichteten Menschen, und nicht nur den Theaternmalers heranzubilden. Außerdem studirte Graeb bei Viechen.

Eine im 20. Jahre übernommene Stellung als Theatermaler am Königsbädischen Theater gab er bald wieder auf, um eine längere Reise durch Tyrol, die Schweiz, das südliche Frankreich, die Vorenden u. s. w. zu machen, wobei er auch längere Zeit in Paris verweilte. Er trat darauf wieder in die Gerst'sche Werkstatt ein und erschien mit dem Jahre 1838 mit der Ausbeute seiner Reise auf den Ausstellungen, wo er seitdem niemals fehlte. Zwei Jahre darauf ging er nach Rom, Neapel, Sicilien, späterer Reisen an den Rhein nicht zu gedenken. Er brachte einen überaus reichen Schatz von Studien heim. Von diesen führte er zunächst eine im Besitze Sr. Maj. des Königs von Preußen befindliche große Ansicht von Rom aus, von den Ruinen der Kaiserpaläste gesehen, dann einen Blick auf den Golf von Neapel vom Pauslipp aus; die Meerenge von Messina und eine Menge innerer Ansichten aus den berühmtesten Kathedralen und viele andere Bilder aus dem Süden, besonders solche, wo der Geist vergangener Jahrhunderte um welthistorische Ruinen oder die stille Betrachtung um einsame Kloster- und Kirchenhallen schwebt. Im Jahre 1848 malte er, von dem seit 1846 kein ausgestelltes Bild mehr künstlich, sondern schon vorher in selten Händen ist, auf Bestellung Sr. K. H. des Prinzen von Preußen eine große Ansicht von Palermo, dieser Perle des westlichen Meeres.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß die Landschaftler, welche im Dienst der dramatischen Muse waren, sich zugleich der Architekturmalerei zuneigten. Auch Graeb umfaßte dieses Genre mit großem Ernste und Erfolg. Er ist so wahrheitsliebend, daß seine derartigen Bilder eben so gut vor der Kunst, wie seine Landschaften vor der Naturgeschichte bestehen.

Die Stimmung in seinen Bildern ist meist eine ruhige, sonnigliche. Von der mitternächtlichen Mondhelle, durch alle Schattenlängen der Dämmerungen, durch Morgen- und Abendleuchten hindurch bis zur Gluthitze des Mittags liegt das Licht über seinen Gemälden oder schießt sich mit jenem magischen Schein hinein, der ihm eigen ist, wenn es durch hohe Bogenfenster in die Kirchenhallen und Klostergänge blüht, wo Niemand wandelt und redet, als die alten Steinfiguren auf den Grabplatten. Wie vor dem Fernglase treten die Landschaften und Gebäude Graeb's uns entgegen; mit fast photographischer Genauigkeit geben sie jedes Einzelne, dieses aber dem Ganzen dienend, wieder, so daß das Bild für jede Schauweite wirkt, wirkt besonders auch durch die darin zu Grunde liegende strenge Kenntniß der Luft- und Linear-Perspective. In einem seltenen Grade besitzt er den Blick für die malerischsten Standpunkte. — Alle Vorzüge seiner Delgemälde finden sich auch in den Fresken, so wie in den Aquarellen des Künstlers. Jene malte er in den ägyptischen und griechischen Sälen des neuen Museums in Berlin, wo diese landschaftliche Fierde bekanntlich in so vorwiegendem Werthe auftritt, daß die aufgestellten Trümmer der Schwesterkunst Skulptur fast mit ihnen in Zwiespalt gerathen. Aquarelle aber schuf der Künstler in großer Anzahl, namentlich für J. Maj. die Königin, für die er in einem besondern Album zahlreiche Spiegelbilder des schönen Sanssouci und seiner Umgebung sammelte, welche er noch alljährlich auf Befehl Sr. Majestät für den Weihnachtsfest der hohen Frau vermehren muß. In gleicher Weise hat er jetzt übernommen, für S. K. H. den Prinzen Friedrich die von dem berühmten Semilasso geschaffenen Gartenanlagen von Muskau in einer größern Sammlung darzustellen. Unsere Mitargonauten, die Farbensteindrucker Storch und Kramer, geben die vorzüglichsten Blätter von Sanssouci in derjenigen Vollendung, welche die Technik des Farbendrucks ihnen überhaupt verdankt, heraus. Für unsere Argos hat der Künstler „das Grabmal des Virgil“ beigezeichnet. Wenn man den Weinberg am Pauslipp erstiegen hat, sieht man es hoch auf einem Felsen liegen, am Eingang des Grottenweges, den der berühmte „Zauberer“ durch seine Geister in einer Nacht hat machen lassen, und von dem die Sage ging, daß die Nachstellungen eines Feindes darin unschädlich seien. Man hat die herrlichste Aussicht auf das Meer und den Vesuv. — Und mit diesem Blick in das Land der Künste und unsterblicher Gefänge schließen wir unsere diesjährige Fahrt.

Friedrich Eggers.

coll. opt.  
f. JR  
1/12 50  
Miller



